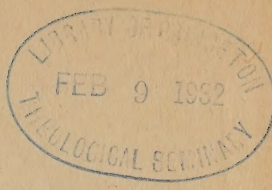
B23
.P56
Ser. 2
v. 11



Philosophische Vorträge. N.F. II

Die

Bedeutung der Sprache

für

das wissenschaftliche Erkennen.

Von

Lic. Dr. **Georg Runze.**

Halle a/d. S.
C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).
1886.

Die Bedeutung der Sprache für das wissenschaftliche Erkennen.

Vortrag

gehalten in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin
am 26. April 1884

von

Lic. Dr. Georg Runze.

M. H.! Mit Ihrer gütigen Zustimmung möchte ich in der Erörterung des angekündigten Thema's diesmal eine Behandlungsweise mir gestatten, welche von der in unserer Gesellschaft üblichen abweicht. Zur Vereinfachung der nachfolgenden Diskussion werde ich erstens von Ihrer Erlaubniss Gebrauch machen, auf jede einzelne Entgegnung nicht erst am Schluss in einer Gesammtbetrachtung, sondern im Einzelnen zu repliciren. Zweitens werde ich, weil die allgemeine Fassung meines Thema's bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit strengere Beweisführungen ausschliesst, zunächst in der assertorischen Form von (erläuterten) Behauptungen meine Meinung darstellen, um erst an den Einwürfen, welche ich von Ihrer Seite erwarten darf, zu ersehen, über welche Specialpunkte alsdann detaillirtere Aufklärungen zu geben sein werden, um möglichst apodiktische Gewissheit im Einzelnen zu erzielen.

I. Das Problem. M. H.! Die Grundfrage der Philosophie ist zugleich das Grundräthsel des Lebens, denn nur dies ist Philosophie, das Leben, das Dasein als solches, ohne Sonderzwecke zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen. Eine oberflächliche Annahme setzt nun voraus, das Problem des Daseins, das qualvoll uralte Räthsel, könne zwar an und für sich — als Problem — festgestellt werden, die Lösung desselben hingegen bleibe das ferne Ziel, dem wir uns nur allmählich annähern und dessen fortschreitende Aufhellung, wie wir sie der Geschichte des menschlichen Denkens verdanken, keineswegs mit der Klärung des Problems gleichen Schritt halte oder für die Zukunft eine definitive Lösung verbürge. Demgegenüber ist zu behaupten, dass mit dem Problem die Lösung, mit den Lösungsversuchen die Klärung des Pro-

blems wird und wächst; nicht zwischen Problem und Lösung liegt die Kluft, deren successive Ueberbrückung von Thales bis Schopenhauer die Riesenarbeit des Weltgeistes bildet, sondern zwischen den verschiedenen Versuchen richtiger und richtigerer Problemformulirung besteht jene gewaltige Gradabstufung, welche durch die Marksteine der Geistesgeschichte gekennzeichnet wird. Ist aber einmal das Problem in einer für das jeweilige Zeitalter adäquaten Weise ausgesprochen, so ist auch das lösende Wort nicht fern: mit dem recht geäusserten Bedürfniss ist auch die Angabe der Quelle, aus welcher die Befriedigung geschöpft wird, mit annähernder Sicherheit gegeben. Wie Jemand, um seinen leiblichen Ernährungsinstinkt richtig zu diagnosticiren, eine Summe von objektiven Nahrungsmitteln kennen muss, so hat, wer Philosoph sein will, dasjenige Erfahrungsgebiet gründlich zu kennen, über welches er zu philosophiren unternimmt; nur in dem Umfange, in welchem eingehende Analyse des empirischen Beobachtungsmaterials vorausgesetzt werden kann, werden auch die Versuche synthetischer Problemformulirung mit Erfolg gekrönt sein. Insoweit aber, als jene Bedingung erfüllt ist, und die Summe der materiellen Erscheinungen nun noch einer formellen, geistig beherrschenden Verstandesdurchdringung bedarf, um in befriedigender Weise logisch und psychologisch assimilirt zu werden: insoweit wird auch nichts Weiteres erforderlich sein, als das Erkenntnissbedürfniss richtig zu formuliren, um eo ipso unfehlbar den Weg zur erwarteten Befriedigung zu betreten: — auf die Fragestellung ist das Hauptgewicht zu legen. Also: die richtige Problemstellung ist zugleich schon der wichtigste Schritt zur Lösung des Problems. Jeder Fortschritt in der Geschichte der Philosophie hat vornehmlich darin bestanden, dass die geniale Intuition in kühner Ueberschreitung der bisherigen Denkmethode einen neuen Gesichtspunkt eröffnete, unter welchem die Forschung fortan den Blick in eine noch unbekannte Sphäre des Universums zu werfen hatte. So, wenn Sokrates und Baco von Verulam das Auge vom Himmel auf die Erde lenkten und mit der empirischen Induction, jener die psychologische Selbstbeobachtung, dieser die Einsicht in die naturwissenschaftlichen Grundlagen aller Geisteswissenschaften anbahnten. So vor allem Kant, in dessen Gesammtleistung keineswegs auf die Resultate der Anwendung des Kriticismus der Löwenantheil entfällt, sondern dessen Hauptverdienst vielmehr darin besteht, dass er nach dem Vorgange Hume's die Problemstellungen der rationalen Psychologie, der Kosmologie und Ontologie durch Erschliessung einer ganz neuen Fragestellung amortisirte. Die Problemstellung: „Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ verhält sich dem Werthe nach zu der Antwort, die Kant darauf giebt, wie 100 zu 1; — man hat Kant verstanden, wenn man diese Fragestellung verstanden hat; und man kann sich in diesem Falle selber die richtige Ant-

wort geben, ohne die scholastischen Eierschalen des Dogmatismus mit in Kauf zu nehmen, unter deren gebrechlicher Umhüllung Kant seine theilweise orakelhaften Antworten giebt und seine Systemschöpfung unternimmt. Ebenso besteht Schopenhauers Bedeutung hauptsächlich in der schneidigen Fertigkeit, mit welcher er dem Grundinteresse der neueren Zeit, welche der logisch-metaphysischen und bloss formal-psychologischen Probleme überdrüssig zu werden anfing, einen prophetisch-korrekten Ausdruck gegeben hat: seine Grundfrage nimmt nunmehr einen einerseits echt psychisch-naturalistischen, andrerseits einen ethisch-metaphysischen Charakter an. Nämlich: Was hat das Leben überhaupt für einen Werth? Oder (was in Schopenhauers Sinne, schon nach seiner Berliner Antrittsvorlesung zu urtheilen, ungefähr dasselbe sagt:) welche Auffassung von der Zeit ist die wahre? Ob man darauf die Antwort giebt, die Eugen Dühring, oder diejenige, welche Fr. A. Lange, oder gar diejenige, welche E. v. Hartmann gegeben hat, — das ist weniger von Belang, als dass der Nachweis geführt werde, ob jene Problemstellung heute überhaupt noch zeitgemäss sei. Als nicht mehr zeitgemäss würde sie erwiesen sein, sobald die Frage beantwortet wäre, welcher psychische Zustand mit Nothwendigkeit sowohl zu jener Problemstellung als auch zu den heterogensten Versuchen seiner Lösung habe führen müssen; denn mit dem Nachweis seines naturgesetzmässigen Auftretens wird der philosophische Reiz zu fernerer freier Synthesis in dem bezüglichen Einzelfalle vernichtet. Als zeitgemäss hingegen würde die Problemformulirung anerkannt, sobald wir zugestehen müssen, dass der Reiz noch vorhanden ist, der Frage in jener Form näher zu treten. In diesem Falle nämlich wirken die psychologischen Motive, welche einst das Räthsel geschaffen hatten, noch fort; die intellektuelle Unruhe des Forschens nöthigt zur Selbstbefreiung von den störenden Willensregungen, in denen die Nichtübereinstimmung und Unfertigkeit des bisher gewonnenen Weltbildes sich reflectirt. Nun sind aber jene psychologischen Motive, die zum Philosophiren drängen, in ihrer Wirksamkeit gebunden an die sprachlichen Vorstellungsformen; der sprachliche Ausdruck eben ist es, in welchem vor Allem die unmittelbare Selbstäusserung des Willens sich kundgiebt. Ja es ist ein und dieselbe Vorstellungsreihe, welche für die Formulirung, wie die, welche für die Lösung des Problems verwendet werden muss. Und ebenso wie erst das fortdauernde Interesse an der Erörterung einer Frage den Beweis liefert für die Lebensfähigkeit des Problems, so ist der fortdauernd lebensfähige Bestand des sprachlichen Ausdruckes zugleich Träger und Vehikel für den wirklichen, Symptom und Hebel für den möglichen Fortbestand jenes Interesses selbst. Nur insofern wird der Wille, welcher zur Fragestellung treibt, ein Interesse daran haben, sein Fragebedürfniss in einer

zeitgemäss veränderten sprachlichen Formulirung auszuprägen, als ungesucht sich anbahnende Erweiterungen oder Veränderungen der Vorstellungsgebilde zugleich bereits angefangen haben, neue Ausdrucksformen in Umlauf zu setzen.

So lange die Empfindungseindrücke noch nicht in sprachlichen Ausdrücken krystallisirt sind, fehlt auch den aus jenen resultirenden Vorstellungen diejenige Klarheit, welche geeignet wäre, zu einer auch nur problematischen sachgemässen Urtheilsbildung zu ermächtigen. Von der Einsicht in die bestimmende Bedeutung der Sprache für den Gedanken ist die Reife der philosophischen Urtheilskraft abhängig. —

M. H.! Auf die vorstehenden, zunächst *δογματικῶς* aufgestellten Prämissen könnte eine besondere Methode des Philosophirens gegründet werden, welche wir die sprachpsychologische nennen würden. Sie besteht darin, dass in allem philosophischen Denken 1. psychologisch nachgewiesen wird, wie jedes theoretische Problem, welches nicht der empirischen Detailforschung anheimfällt, in der recht verstandenen Weise seines psychischen Zustandekommens bereits die Handhaben zu seiner Lösung darbietet; und dass 2. die wesentliche und weitaus massgebendste Handhabe eben der sprachliche Ausdruck selber ist, dessen etymologischer Ursprung und linguistische Entstehungsart, dessen allmähliche grammatische Ausprägung und dialektische Formulirung den Schlüssel giebt zur Aufschliessung und Enthüllung des gesuchten Vorstellungsinhalts, d. h. zur Erkenntniss der Wahrheit. Erhebt nun diese Methode den Anspruch, die relativ allseitigste und zum Ziel führende Art zu philosophiren zu sein, so liegt darin das Eingeständniss des Philosophen, dass philologische Schulung und sprachwissenschaftliche Begabung wesentliche Erfordernisse für philosophisches Urtheilen sind. Die Betonung der sprachlichen Ursprünge philosophischer Begriffe, wie sie die Denkmethode J. G. Hamann's, Fr. v. Baader's, Max Müller's auszeichnet, würde als ein Charakteristikum philosophischen Sinnes zu gelten haben. Es wird hoffentlich in Zukunft anerkannt werden, dass es der Mangel an sprachlicher Schulung und an Rücksichtnahme auf die empirische Genesis der philosophischen Terminologie gewesen ist, worin von Anfang an die Achillesferse des Kantischen Kriticismus bestand. Soweit ein philosophisches Problem nicht mit Hilfe sprachlicher Analyse unmittelbar gelöst werden kann, entsteht der Verdacht, dass seine Formulirung entweder auf Missverständniss oder auf bewusster Begriffsdichtung beruhe. Nur dann würde selbst die schätzenswertheste Virtuosität in begriffsdichtender Systemtechnik eine berechtigte Hälfte der Philosophie bilden, wenn sie sich, dem edlen Weibe gleichend, als der schwächere Theil freiwillig unterordnet dem männlichen, kritischen Wahrheitssinn. Und innerhalb der kritischen Beurtheilung ist es wiederum das Sprachver-

ständniss, aus welchem der Wahrheitssinn seine geistige Sehkraft schöpft und stetig schärfen muss. Nur diesem Verständniss kann die vollkommene Begriffsklärung gelingen. Wenn dies für alle Wissenschaften gilt, so ganz besonders für die Philosophie. Um aber die Tragweite, welche das Sprachverständniss für die Philosophie haben sollte, vollständig zu übersehen und zu würdigen, versuchen wir zunächst eine Klassificirung der Wissenschaften mit Rücksicht auf die Bedeutung der Sprache.

II. Die Klassificirung der Wissenschaften und die Sprache. In Anlehnung an einen allgemeineren obwohl nicht durchweg einheitlichen Sprachgebrauch theilen wir die Wissenschaften vorläufig in empirische und spekulative. Jene begnügen sich, die Erfahrung von Gegebenem zu reproduciren; diese gehen über das Feld des Gegebenen hinaus, indem sie vermöge des schaffenden Denkens aus dem Bekannten das Unbekannte zu ermitteln, aus dem Experiment die Hypothese zu gewinnen suchen und aus den analytisch gewonnenen Factoren und Einzelergebnissen durch Synthesis einen einheitlichen Systembau herstellen. Allein schon die (auf beide Kategorien anwendbaren) Begriffe des Experiments und der Analyse, der Hypothese und der Synthesis drohen von vornherein jene auch ihrerseits problematische Hauptunterscheidung zu durchkreuzen. Wir fügen deshalb sogleich das Resultat unserer Klassificirung hinzu, und erklären, dass für uns ein Hauptunterschied beider Kategorien darin bestehen wird, dass die spekulativen Wissenschaften wesentlich im Element der Sprache versiren, während die empirischen sich von dem Einfluss der Sprache möglichst zu emancipiren geneigt sind. Versuchen wir zunächst, von dieser Charakteristik des Gegensatzes abzusehen, so wäre zu sagen: Die empirische Wissenschaft bildet die „Wirklichkeit“ ab; ihr Ideal ist die für die Sinne, insbesondere für das Auge wahrnehmbare, durch Vergleichung kontrolirbare Kopie des Wirklichen. Wo aber findet solche reine Objectivität der Reproduction statt? Eine nackte, absolut treue Abbildung wird noch nicht vollkommen erreicht in der mündlichen Naturbeschreibung, in der zahlenmässigen Statistik, nicht einmal in dem wörtlichen (epischen) Referat oder der „dramatischen“ Wiedergabe einer historisch vorliegenden Rede. Denn in diese verschiedenen Formen der Darstellung fliessen immer noch subjektive Beimischungen ein, sofern die Wahl des Ausdrucks (in der Naturgeschichte), die Betonung der Stimme (im wörtlichen Referat) sowie die Eintheilung und Anordnung der statistischen Rubriken dem individuellen Ermessen überlassen bleibt. Gegenüber diesen Uebergangsformen würde letztes Ideal einer Kopirung der Wirklichkeit das weniger gemachte als vielmehr gewordene Bild, z. B. das Photogramm einzelner Momente einer Feldschlacht, das Phonogramm einer Rede, sein, allenfalls auch die perspektivische

Nachzeichnung, die botanische, zoologische Illustration, der geologische Atlas. — Wie ist es aber mit der Mathematik? Ist sie eine in jenem Sinne empirische oder eine spekulative Wissenschaft? Eine Betrachtung über die Mathematik wird wiederum die Unzulänglichkeit der üblichen Klassifikation darthun. Die Mathematik, als in sich streng geschlossener Formelbau, beruht insofern auf einem subjektiv bedingten Spiel des reflektirenden Gedankens, als ihre Formeln nur gewonnen werden durch absichtliches Disponiren und schöpferisch ordnendes Objektiviren unserer inneren Erkenntnissformen, welche zugleich als Substrat für die Erforschung der Naturgesetze dienen, indem wir sie in die konkrete Einzelwirklichkeit organisirend hineintragen. Insofern ist die Mathematik eine spekulative Wissenschaft. Die Mathematik besteht in einem Formelspiel, welches eine Summe von beliebigen vorgestellten Grössen in der farblosen Allgemeinheit von Raum, Zeit und Zahl zusammenfassen lehrt. Oder: Sie ist die spielende Auseinanderlegung der Einen, subjektiv bedingten, Raumanschauung in unendlich vielfach modificirte Einzelobjektivationen — mittels des abstrakt zählenden Zeitrhythmus. Dieses subjektive Spiel ist nun allerdings gleichzeitig das Substrat der ernsten Werthschätzung, welche dem realen Weltzweck zukommt. Die Evidenz der mathematischen Operationen, deren Kehrseite die nie versagende Treffsicherheit der praktischen Mess- und Rechenkunst ist, erweist sich als einen der mächtigsten Bundesgenossen für den Willen in seiner weltgestaltenden Kulturarbeit. — Indessen, was abgesehen von dieser zielgewissen Arbeit des Willens den theoretischen Wahrheitsgehalt der Mathematik ausmacht, das beruht lediglich auf dem Glauben an die Uebereinstimmung zwischen den konkreten Formen der äusseren Welt, welche den Sinnen wahrnehmbar sind, und den abstrakten Gesetzen der inneren Welt des Verstandes, von welcher eben die Zahlen, Linien, Figuren und mathematischen Körper einfache Wiederholungen, Selbstaussagen über den elementarsten Bewusstseinsinhalt sind. Gerade so wie der logische Satz des Widerspruchs sind die Wahrheiten der Mathematik nur insofern „objektiver" Art, als sie Abdrücke einer inneren Wirklichkeit sind. Hingegen der Denkakt, welcher diese Wirklichkeit zum Ausdruck bringt, ist nichts anderes als die Selbstaussage des Verstandes über sein eigenes Sein. Wenn der Mathematiker eine Figur zeichnet, so kopirt er zwar seinen Bewusstseinsinhalt, jedoch so, dass dieser Inhalt selbst schon jene Abstraktionen (z. B. den Punkt) und die Kombinationen (z. B. das Dreieck) voraussetzt, wie sie aus einem instinktiven Trieb nach sondernder und verknüpfender Verstandesthätigkeit zu entstehen pflegen. Dieser gesammte Inhalt, bis zur Zahleinheit und zum Punkt, ist qua Inhalt nicht sowohl Kopie, als vielmehr zunächst Schöpfung des Bewusstseins: als reine und ursprüngliche Abbildung der inneren Welt würde lediglich das

Dasein des mathematischen Denkens zu bezeichnen sein, denn dieses ist der getreue Reflex, Abdruck, Widerschein der erkennen wollenden Vorstellungsthätigkeit, welche aller Wissenschaft zu Grunde liegt. Das ernstliche Streben nach Erkenntniss und der mit diesem Streben identische Glaube an die Erkennbarkeit — dieses Prinzip alles Wissens ist zugleich das einzige empirische, d. h. die Wirklichkeit kopirende Element innerhalb der Mathematik. Und vollkommen naturwahr würde auch dieses empirische Echo der inneren Wirklichkeit nur insoweit heissen dürfen, wie es als stumme Selbstbeobachtung den Gefühlsmodus des Forschungstriebes krystallisiren lässt. Jedes erklärende Wort, wie es den Sinn zu enthüllen versucht, verhüllt zugleich die Wirklichkeit durch seine schöpferische, mythenbildende Allmacht. Schon die soeben und vorhin gebrauchten Gleichnisse: Reflex, Abdruck, Wiederschein, Echo, Krystallisation, — mögen sie auch durch immer farblosere Kategorien ersetzt werden, würden in jedem Falle geeignet sein, die Gefahr zu illustriren, welche in der Substituirung des deutenden Wortes an Stelle der stummen Beobachtung liegt. Wie hier, so auch in der objectiven Naturbeschreibung. Wie verschieden sind die Schilderungen der Reisenden, wie gross die Ueberraschungen und die Enttäuschungen, die dem Selbstsehenden bereitet werden, wenn er bis dahin von dem Vorurtheil einer gelesenen oder gehörten Schilderung eingenommen gewesen! Keine referirende Beschreibung könnte die Oberfläche des Mondes so adäquat wiedergeben, wie es die teleskopische Autopsie ermöglicht. Möge also die empirische Wissenschaft der wörtlichen Erklärungen sich möglichst enthalten, es sei denn, dass die Missverständnisse, welche aus dem bildlichen Charakter des Wortes entstehen, durch direkte Anschauung paralysirt werden können. Die echten Naturforscher, die Archimedes-, die Humboldt-, die Darwin-Naturen sind im Allgemeinen thatsächlich dem möglichst knappen Ausdruck zugethan. —

Wenn wir für die sogenannte empirische Wissenschaftsform ein gemeinsames Charakteristikum angeben wollen, so ist es dies, dass sie ihrem Wesen nach überwiegend von unsprachlicher Art ist. Wo sie indessen die Mittheilungsform der Sprache nicht entbehren kann, z. B. zur Anweisung des Technikers, welcher den für das Experiment erforderlichen Apparat herzustellen hat, oder andrerseits zur Unterweisung des Jüngers der Wissenschaft, — da handelt es sich niemals bloss um das empirische Erkennen als solches, sondern sei es um indirekte Mittel oder um nebensächliche Zwecke. — Zwar soll die Sprache selber ein Gegenstand der empirischen Forschung sein. Der Sprachgelehrte, der Linguist, der Lautphysiolog beschreibt die Weise, wie der Einzelne spricht, wie Völker und Zeitalter sprachen: aber auch ihm liegt es vorzugsweise ob, zu hören und in der stummen Abbreviatur der Tongebilde, in Buchstabenbildern das direkt Gehörte oder mittelbar

Vernommene zu kopiren. Nicht ist hier der schaffende Ausdruck Organon der Wissenschaft, sondern nur das gehörte Wort ist Gegenstand derselben. Der Linguist schadet seiner Aufgabe, wenn er zu früh über die Sprache mit der Sprache zu philosophiren anfängt, ehe hinlängliches empirisches Material gesammelt worden ist. Dem philologischen Empiriker muss so sehr an der ruhigen Beobachtung liegen, dass er es lächelnd über sich ergehen lassen dürfte, wenn seiner, wie aller rein empirischen Thätigkeit der geweihte Name der Wissenschaft abgesprochen würde: denn nichts darf ihm gelegen sein an dem kulturellen Werth oder dem mystischen Zauberklange irgend eines Wortes, da ihm alle Worte lediglich Gegenstand der objectiven Wirklichkeitserforschung sind. In der That könnte man mit sprachlichem Recht jene gesammte rein empirische Methode sehr wohl mit der Kunst des Photographirens auf eine Stufe stellen, und sie, im Gegensatz zu der spekulativen Erkenntniss d. h. zur eigentlichen Wissenschaft — als technische Methode bezeichnen. Dann würden diese technischen Disciplinen zweckmässig so spezialisirt werden, dass wir die abbildende Technik von der schaffenden Technik und von diesen (als Mittel zu beiden) die experimentirende Technik unterscheiden. Unter diese Gesichtspunkte geordnet würde der unsprachliche Charakter des empirischen Erkennens noch deutlicher werden. Das reine Ideal der empirischen Wissenschaft wird in der abbildenden Technik erreicht; in der schaffenden Technik kann die Sprache deshalb eine konstitutive Rolle spielen, weil sie selbst ein wirksames Schöpfungsorgan ist; aber auch hier kann die Verwendung der Sprache z. B. das Kommando, welches bei gemeinschaftlichen gymnastischen Uebungen und strategischen Manövern erforderlich ist, durch Zeichen und Signale ersetzt werden; und selbst die rhetorische oder dialektische Selbstübung im Reden bedarf des gesprochenen Wortes nur als Hülfsmittels und Gegenstandes, mit und an welchem die Kunst, sich gleichsam zu einem lebendigen Echo und Phonographen gegebener Vorstellungskreise auszubilden, geübt werde. Auch gelten derartige „Künste“ nur nach seltnerem Sprachgebrauch als „Wissenschaften“, wie etwa die Tanz-, Reit- und Fechtkunst anhangweise im Verzeichniss der Universitätslehrgegenstände figuriren. Sobald man mit der Anwendung der Sprache einen anderen, höheren Zweck verbindet, nicht bloss technische Handlungen zu signalisiren oder schon ausgesprochene Gedanken Anderer möglichst wortgetreu und geschmackvoll zu referiren, sondern unausgesprochene eigene Gedanken zum Ausdruck zu bringen, so tritt man in das neue Gebiet bewusster Symbolik und Begriffsformung ein — und damit in diejenige Sphäre, welche den denkbar schärfsten Gegensatz zu jener Kopirung der nackten Wirklichkeit darstellt. In diese Sphäre fällt nun die eigentliche Wissenschaftsform, welche im Unterschiede von der „empirischen“ die

spekulative, im Unterschied von der „technischen“ die theoretische oder auch dianoetische oder poetische (in Anlehnung an die Terminologie des Aristoteles) genannt werden könnte. Und zwar veranlasst uns sowohl die Bedeutung der Sprache wie der schillernde Charakter der Mathematik, den Gegensatz des Technischen und Theoretischen zu bevorzugen vor dem üblichen erstgenannten Unterschiede. Die theoretische Methode, welche in den specifischen Geistes- oder Vernunftwissenschaften zur Anwendung kommt, bedarf wesentlich der Symbolik und ist auf die Sprache als ihr specifisches Organ, nicht bloss als technisches Hülfsmittel, angewiesen. Während auf technischem Gebiet die nehmende Hand, das wahrnehmende Auge die Hauptorgane der vernehmenden wie der schaffenden Vernunft waren, so kann auf dem Gebiet der reinen Theorie Alles, was die tastende Hand und das sehende Auge leistet, bloss als ergänzendes Surrogat oder höchstens als einleitende Hülfsfunktion (Koefficient) für das central schöpferische Sprachorgan gelten. Selbst auf die Formen, zumal auf die vergeistigten Formen der tonlos darstellenden Symbolik, die Geberde, das Minenspiel, die Pantomime, — das Monogramm, die malerische Allegorie, die mathematische Formel trifft diese Beschränkung zu. Die Sprache allein ist der adäquate und drastische Vernunftausdruck; die Vernunft bekundet sich wesenhaft erst in der Sprache.

Suchen wir nun die Geisteswissenschaften zu specialisiren, so wird es zweckmässig sein, auch hier einen analogen Gegensatz wie den zwischen schaffender und abbildender Technik einzuführen: ein terminologischer Vorschlag, durch welchen die sonst unvollständige Unterscheidung zwischen empirischer und spekulativer Wissenschaftsform theils neutralisirt theils verschärft wird. Wie dort, auf technischem Gebiet, dem abbildenden Können gegenüberstand das schaffende Können, so hier auf dem Gebiet des eigentlichen Wissens die schaffende, produktive Vernunftthätigkeit dem abbildenden oder symbolisirenden Reproduciren. Einerseits die organisirende Produktivität, andrerseits die reproduktive Symbolik; einerseits das produktive Herstellen eines vorher Nichtseienden, andrerseis das umgestaltende Abbilden und Darstellen eines Gegebenen; einerseits das Schaffen eines Seinsollenden, andrerseits das Bilden eines Seienden, in beiderlei Fällen mittels der Sprache. Es liegt zwar schon in der fliessenden Natur eben dieses Mittheilungsorgans, der Sprache, dass auch die eben versuchte Gegenüberstellung nicht von „absoluter“ Konstanz und Schärfe sein kann, sondern von dem wechselnden Sprachgebrauch abhängig ist. Ist doch der Gegensatz zwischen Bilden und Schaffen ein anderer, wenn wir mit demselben z. B. Schleiermachers Korrelatsetzung des Symbolisirens und Organisirens gleichstellen, als wenn wir den mehr graduellen Unterschied zwischen Reproduktivität und Produktivität darauf anwenden. Gerade das erkennende „Bilden“ z. B. der religiösen Lebensansicht, die

wissenschaftliche Bildung überhaupt als Art und Weise, wie ich das Weltbild denkend in mein individuelles Wesen aufnehme (symbolisire in Schleiermachers Sinne), oder wie ich mich intellektuell den Interessen der Gesellschaft gemäss gestalte, muss normalerweise unter produktiver Charakterthätigkeit vor sich gehen; und gerade in der Reproduktion des gegebenen Vorstellungsgehalts soll der Verstand organisirende Gestaltungskraft bewähren. Ueberdies ist ja aller theoretischen Vernunftthätigkeit das Symbolisiren wesentlich. Dennoch eignet sich jene Zweitheilung der Geisteswissenschaften (in produktiv-organisirende und reproduktiv-symbolisirende) zur Orientirung über den Werth und das Wesen alles theoretischen Wissens überhaupt. Eine reproduktive Vernunftwissenschaft ist sowohl die Geschichtsphilosophie im Sinne Hegels als auch die Naturphilosophie im Sinne Okens, sofern sie ein aufklärendes Bild von dem wirklichen Dasein des Kosmos mittels der Sprache zu geben sucht. Hingegen sind produktive Geisteswissenschaften die Rechts- und Staatsphilosophie, die praktische Theologie, Homiletik und Katechetik, die Aesthetik, die Pädagogik und besonders die Ethik, als Wissenschaft vom Seinsollenden, während nach Schleiermachers Eintheilung die Ethik mit der Philosophie der Geschichte koincidirt.[1]) Wie wir nun als Uebergangsform zwischen der schaffenden und der abbildenden Technik die experimentirende Technik statuirten, so würde auf dem Gebiet des eigentlichen Wissens eine ähnliche Uebergangsform die Hermeneutik darstellen, indem sie zwar heuristisch ein Gegebenes zu reproduciren sucht, aber als Kunst der Uebertragung einer Sprachsphäre in eine andere einen neuen Anschauungskreis „organisirt". Die höchste Geisteswissenschaft würde hiernach die Logik sein, die Wissenschaft vom λόγος oder vom Gedanken mittels des Gedankens, vom Worte mittels des Wortes, und zwar theils als schaffende Dialektik oder synthetische „Kunst des Gedankenwechsels" im Gebiet des „reinen Denkens", theils als Erkenntnisstheorie oder reproducirende Selbstanalyse der reinen Vernunftthätigkeit. —

Der Begriff der Kunst und der Synthese (gegenüber der Theorie und der Analyse) führt nun auf das Element des Willens innerhalb der schaffenden Geisteswissenschaft. Ziehen wir den Koefficienten des Willens innerhalb der Wissenschaften in Betracht,

---

[1]) Schleiermacher betont eben mehr den Gegensatz von Natur und Vernunft, von dinglichem und geistigem Sein; die Ethik ist spekulative Symbolisirung des geistigen Seins in der Geschichte, die Naturphilosophie spekulative Symbolisirung des dinglichen Seins in der Natur. So ist die Ethik zugleich Prinzipienwissenschaft für die Weltgeschichte; eine Identificirung, durch welche der wichtigere Gegensatz zwischen produktiver und reproduktiver Vernunftbetrachtung verwischt wird. Die Konsequenz (Inkonsequenz) dieses Verfahrens ist denn auch diese, dass Schleiermachers Ethik überwiegend deskriptiven Charakter tragen soll, aber keineswegs trägt.

so ergiebt sich das merkwürdige Resultat, dass gerade diejenige Wissenschaft, welche von der banausischen Technik am weitesten entfernt ist, der Mitwirkung des Willens den grössten Spielraum gewährt: ein Ergebniss, durch welches allerdings die übliche Auffassung vom Wesen der Wissenschaft völlig durchkreuzt wird. Der Einfluss des Wollens auf das Denken ist überall vorhanden, er ist nur ein graduell verschiedener. 1. Reine Empfänglichkeit des Erkennens ist verhältnissmässig am meisten in der technischen Darstellung deskriptiver Naturwiedergabe möglich. 2. In der schaffenden Technik steht die Erkenntniss zwar äusserlich im Dienste des Willens, aber das erkennende Moment der Wissensbildung ist hier relativ isolirt vom Wollen, ohne innere Einigung mit demselben. 3. Erst in der darstellenden Wissenschaft ist das Erkennen ein selbstgeschaffener Ausdruck des Willens, indem der Erkenntnisstrieb sich (mittels der Sprache) seine Formen und Bilder freischöpferisch hervorbringt, um sie dann gleichsam wie religiöse Mysterien festzuhalten und für den Gebrauch zu fixiren. So in der Naturphilosophie Anschauungsbilder wie Atom, Grösse, Spannkraft und lebendige Kraft, Auslösung, Isomorphismus, Misswachs, Keimform, Protoplasma; in der Geschichtsphilosophie Ausdrücke wie Weltbeherrschung, Weltentsagung, Weltüberwindung; Sturm- und Drangzeit, Blüthezeit und klassische Periode, Evolution und Degeneration, Heldengrösse und Charaktergrösse, Zeitgeist und providenzielle Persönlichkeit. Jede empirische Charakterschilderung muss, um verständlich zu sein, mit sprachlich ausgeprägten Kategorien rechnen, welche schon in der Art, wie sie im problematischen Sinne zugeschärft werden, die endgültige Beurtheilung beeinflussen. Von den einfachen Aburtheilungen im Stil des Königsbuches „Er that, was dem Herrn wohl, resp. übel, gefiel“ — bis zu den modernen Differenzen in Auffassung der Charaktere eines Cäsar, Wallenstein, Cromwell, Bonaparte zieht sich der Einfluss der schaffenden Macht der Sprache, welche dem Historiker wie dem Laien auf Schritt und Tritt den Weg verlegt und die Aussicht trübt. Aber auch hier kann und soll bewussterweise allenthalben noch wenigstens das Streben vorwalten, die theoretische Wahrheit reinzuhalten von den unbewussten Einflüssen willkürlicher Eingriffe seitens der begriffsschaffenden Allmacht der Sprache. 4. Erst in der letzten Kategorie, in der wesentlich produktiven Kunst des wissenschaftlich-theoretischen Denkens formulirt der Erkenntnisstrieb mit vollem Bewusstsein den adäquaten Ausdruck für seine idealen Willenszwecke. So wird in der Ethik und Aesthetik durch bewusstes Experimentiren mit der Sprachterminologie eine Verständigung sowohl über die Ideale selbst als auch über die aussichtsvollste Art, wie dieselben in Worte zu kleiden sind, angestrebt: der bewusste Zweck hierbei ist eben die Verwirklichung des Ideals des Guten und des Schönen, wie in der Didaktik die

des Wahren, in der Keryktik die des Heiligen, in der Politik die des für möglichst Viele Zweckmässigen. Die Ethik hat (schon nach Aristoteles) den Zweck, uns zu besseren Menschen zu machen; die Aesthetik, den Sinn für das Schöne zu pflegen. Der Ethiker muss bereit sein, dem bewussten sachlichen Zwecke sittlicher Bildung die traditionellen Begriffskategorien zu opfern, z. B. eventuell sei es als reaktionär sei es als revolutionär gelten zu wollen, falls dadurch und nur auf diese Weise das gute Gewissen bewahrt, ein edler Zweck erreicht werden sollte. Je mehr ein Ethiker, Politiker, Pädagog sich neben objektiver Wahrheitsliebe solcher praktischen Abzweckung seiner Wissenschaft bewusst ist, je bewusster er sein Denken in den Dienst des Wollens zu stellen vermag, desto reifer wird sein Erkennen werden. Am höchsten steht demgemäss innerhalb dieser letzten Kategorie der Wissenschaften diejenige Disciplin, welche das Verhältniss des Willens zur Erkenntniss absichtlich an sich selbst untersucht und zwar mit der Tendenz, aus dieser Untersuchung das Material zu schöpfen für die Herstellung und Pflege des rechten Verhältnisses zwischen beiden. Es ist die Erkenntnisstheorie, welche sich zugleich als bewusstermassen sprachschaffende Kunst des Gedankenwechsels oder als Dialektik unmittelbar bethätigen muss, wenn sie nicht ohnmächtig hinter ihrer Aufgabe, das korrekte, wahrhafte Erkennen mittels des deutenden Wortes abzuspiegeln, zurückbleiben will.

Aus unserer Anordnung der wissenschaftlichen Disciplinen erhellt zugleich, dass die sittliche Selbstbildung des Willens und die Selbstbestimmung zur philosophischen Wahrheitserforschung eng verwandt sind und dass derjenige, welcher bestrebt ist, klar und frei zu denken, zugleich eine Hauptbedingung erfüllt zu wahrhaft praktischer Wirksamkeit und ethischer Lebensbethätigung. Das hiermit berührte Verhältniss zwischen Willen und Erkenntniss wirft nun sein Licht auf die Bedeutung, welche die Sprache für diese beiden Geistesvermögen hat.

III. Die Sprache in Beziehung auf Wollen und Erkennen. Den graduellen Gegensatz zwischen der beobachtenden, empfänglichen Funktion und dem spontan schaffenden Wollen können wir physiologisch begründen durch Zurückführung auf den specifischen Gegensatz der Sensibilität und der Irritabilität, auf Grund des Unterschiedes zwischen den Empfindungsnerven, welche centripetal und den motorischen Bewegungsnerven, welche centrifugal funktioniren. Für jede der beiden Funktionen des Centralnervensystems giebt es eine Verwirklichungsform, in welcher die Leistungsfähigkeit des Seelenlebens seinen specifischen Höhepunkt erreicht: für die Sensibilität ist es das anschauliche Sehen, das farbenreiche Bild im Auge nebst seinen reflektorischen Kombinationen im Erinnerungsbilde; für die motorische Thätigkeit ist es der durch unmittelbare Selbstäusserung des Willens hervorgebrachte Ton, zunächst als Inter-

jektion, als Aufschrei, sodann als musikalische, rhythmische Deklamation, schliesslich mittels feinster Gliederung der Bewegungsorgane, in den Sprachwerkzeugen, welche wiederum durch den Nervus Hypoglossus unter Mitwirkung des Schlundzungennervs, der motorischen Fasern des Vagus sowie des, die Mimik vermittelnden, Facialis erregt werden, — als Sprache. Die Sprache ist nichts anderes als die denkende Vernunft als Wille. Der rein kopirenden Empirie ist der Wille und die Sprache an sich fremd, hingegen in der echten Wissenschaft (als schaffender Kunst des Gedankens) ist die Mitwirkung der Sprache wesentlicher Faktor; sie ist das unmittelbare Willensprodukt, welches der Wille hervorbringt, um sich als Vorstellung zu äussern, d. h. um wissenschaffend zu wirken. Und nicht bloss eine Schöpfung des Willens ist der theoretische Gedanke sammt seinem Leibe, dem gesprochenen Wort: sondern Denken und Sprechen werden insofern, als sie Produkt des Willens sind, auch in den Dienst des Willens gezogen. Alles theoretische Erkennen vollzieht sich mittels der Sprache und wie der Wille mittels der Sprache das Erkennen producirt hat, so wirkt diese Erkenntniss mittels der Sprache umgestaltend auf die Willensrichtung zurück. Durch die ausgesprochene Kunsttheorie wird die schaffende Hand des Künstlers in eine neue Richtungslinie genöthigt; durch das ausgesprochene System eines Philosophen (wie Herbart's z. B.) wird die didaktische Mittheilung des Pädagogen zur Begründung einer neuen Form der Jugendbildung, der nationalen Civilisation, der Humanität angeregt. An der kulturbildenden, willensbildenden Macht der gewordenen Theoreme lässt sich die innere Verwandtschaft ermessen, welche zwischen der werdenden Theorie und den Willensmotiven bestand: und die konkrete Vermittelung zwischen beiden ist die Sprache. Man kann zwar auch von der (tonlosen) Technik behaupten, dass sie kulturelle Aenderungen hervorbringt, zuvörderst in der Gestaltung der untermenschlichen tellurischen Existenzen. Auch sie, als schaffendes Können, besteht in einem Hineinsetzen des menschlichen Willens in die objektive Welt. Allein die Macht der Geisteswissenschaft ist ungleich tiefgreifender, eben weil sie auf der Sprache beruht. Den Unterschied mag ein Beispiel aus der Ethnologie illustriren. Die technisch hoch veranlagte chinesische Nation hat gleichwohl in der Umbildung des höchsten planetarischen Vernunftproduktes, des Menschheitstypus, eine freie Idealisirung nicht erzielt; es fehlt derselben sowohl die Individualisirung wie die freie Bewegungsfähigkeit des Vernunftlebens; trotz seiner Vorliebe für das Musikalische, (worin, nach Gladisch, eine Verwandtschaft mit der pythagoreischen Geistesrichtung liegt) ist der chinesische Nationalcharakter mehr als andere Völkertypen stagnirend geblieben. Sollte diese Unbildsamkeit des sonst hochbegabten Volkes nicht mit dem primitiven Charakter seiner Sprache zusammenhängen?

Das höchste, was der chinesische Geist geleistet hat, der Taoteking des Laotse, ist, soweit er nicht buddhistische Anklänge bietet, ein Petrefakt einzelner Gedankensplitter. Die freien Geisteswissenschaften hingegen, die Humaniora, die Kunsttheorien des Abendlandes sind durch das Medium der feiner organisirten Sprachen hervorgerufen, sie lassen schliessen auf eine von vornherein vorhandene umfangreichere Bildungsfähigkeit des Willens und haben demgemäss auch intensiver anregend auf den Charakter des Wollens zurückgewirkt. Die geistige Bildsamkeit und Anpassungsfähigkeit des Kaukasiers neben der Idealität seines Sinnes für Freiheit und Wahrheit, — eine Anlage, die ihn vornehmlich zum Träger der edleren Civilisation befähigte, sie ward und wuchs in Wechselwirkung mit der Sprache, als deren Ursache und Wirkung zugleich. Nicht der Chinese, obzwar wegen seiner technischen Virtuosität und seiner wirthschaftlichen Tugenden der drohende Rivale der europäisch-amerikanischen Kultur, wird endgültig als der specifische Repräsentant menschlicher Freiheit, Schönheit und Vernunft gelten; sein ethnologischer Typus hat gewisse starre irrationale Grundformen der Schädelbildung nicht zu überwinden vermocht. Wohl aber zeigt sich eine absolute Spannkraft und Flexibilität der Bildungsformen bei den arischen Nationen, welche in ihrer Sprache das Organ besitzen für die Ausbildung der höheren, vergeistigten Sphären von Wissenschaft und Kunst. Die Frucht der wahren Wissenschaft muss eben das sein, was wir Bildung im eminenten Sinn nennen, ein Begriff, der keineswegs der konkretesten und handgreiflichen Versinnlichung widerstrebt. Und hier gestatten Sie mir, m. H., eine Reihe von — zum Widerspruch herausfordernden — Paradoxen! Die physiologische Bildung des Schädels als Krystallisation der Gehirnbildung ist die reife Frucht von Wissenschaft und Kunst; der jedesmalige Zeittypus und Volkstypus der Schädelphysiognomie ist der wenn auch nicht untrügliche doch anschaulichste Spiegel des dermaligen Niveaus sprachschöpferischer Geistesbildung. Die Sprache vornehmlich ist es, welche mathematisch-schöpferisch auf die Schädelbildung zurückwirkt; gerade wie die Geisteswissenschaft auf Heuristik und Darstellung der empirischen Wissenszweige eingewirkt hat und wie der Europäer auf den Asiaten umgestaltend wirken „soll“. Die jeweiligen Schöpfungen in äusserer Architektur, Plastik, Malerei, in Belletristik, Musik, gesellschaftlicher Sitte, in Tanz und Spiel und Umgangsformen, die gesammte Industrie, die ganze Civilisation ist ja gleichsam nichts Anderes als das peripherische Schaumgekräusel, welches abspritzt von dem Gewoge jeweiliger Schaffensmacht des Vernunftlebens, wie es sich virtuell im Willen concentrirt, aktuell in der Sprache verwirklicht und habituell in der Schädelbildung und Physiognomie fixirt und anschaulich darstellt. „Die Wirklichkeit des Geistes ist sein Knochen“ (Hegel); die Bildung des Schädels ist

der konkrete Reflex der beherrschenden Kraft des Geisteslebens, dessen schöpferischer Nerv die Sprache ist. Indem die Sprache sich personbildend verkörpert in der Gestalt, so wird Anmuth und Kraft und Aufrichtigkeit dieser gestalteten Persönlichkeit ein Spiegel des sprachschaffenden Vernunftwillens, welcher der Weltwille selber ist. „Das Wort wird Fleisch — und wir sehen seine δόξα", eine δόξα des Ewigen „voller Anmuth und Wahrhaftigkeit". Die Sage von der städtebauenden, Steine erweichenden Macht der Tonkunst (Orpheus, Apollo, die Mauern Jericho's) findet ihre empirische Bewahrheitung an der akustisch-mechanischen Erscheinung der chladnischen Klangfiguren. In poetischer Wendung könnte man die weltgründende Sphärenmusik des Weltbaumeisters als den schöpferischen Ausdruck seines Willens betrachten; wird uns doch der Wille der Weltschöpfung allein unter dem Bilde des schaffenden Allmachtswortes adäquat vorstellbar. Auch anthropologisch kann die inartikulirte Tonmusik als Ursprache und Grundsprache der naiven Empfindung angesehen werden, woraus sich allmählich der Sinn für das gesammte Gebiet des Ästhetischen und Ethischen erst entwickelt hat (vgl. H. Berg, die Lust an der Musik, 1879). Nach Schopenhauer ist die musische Kunst die Grundäusserung des menschlichen Willens. Sie bildet gleichsam die Urformen des Sprachtriebes in einer für alle Stadien geistiger Entwicklung wiederkehrenden Vorbildlichkeit ab und symbolisirt so die gesammte Selbstmanifestation des Willens. Die Sprache ihrerseits ist ja nicht bloss Organ, sondern auch Symbol der Produktivität des Willens: sie bildet — das Grundelement des Kulturlebens, welches der Wille schuf, — den Mikrokosmus der Intelligenz gegenüber den erdrückenden und zum Verstummen nöthigenden Manifestationen der Naturgewalten der grossen Welt: des betäubenden Donners, des unfasslich dahin brausenden Sturmes, der rauschenden Brandung des Meeres. Die Sprache ist zunächst Organ, denn aus Mittheilungsbedürfniss entstanden, hat sie hauptsächlich den Menschheitstypus im Unterschiede vom Affenthier herausgebildet; sie ist dann aber vornehmlich Symbol, denn sie dient als Kennzeichen der Vernünftigkeit des Menschen; sie ist das plastische Element, welches in Nord und Süd mehr denn Nahrung, Luft, Lebensweise und Klima den Unterschied in der physiognomischen Formenbildung des „Gebildeten" von der des Uncivilisirten bedingt. — Nach dem Gesagten darf nun als folgerichtige Schlussbehauptung ausgesprochen werden, dass wie alles Kulturleben in der Sprache wurzelt, in ihr sich abspiegelt, aus ihr seine Lebenskraft zieht, so auch die Wissenschaft. Die Sprache ist das Lebenselement aller Wissenschaft, sie bildet den Hauptschlüssel auch für die Grundwissenschaft, welche das Lebensräthsel, das Daseinsproblem als solches, zum Vorwurf hat: ja dieses Problem kann nur in und mit der Sprache entstanden sein und wird stetig neu

entstehen und wachsen mit dem Werden und Wachsthum der Sprache: aber es wird auch jeweilig in und mit der Sprache gelöst werden.

IV. Sprache und Philosophie. Die Erforschung der Möglichkeit und der Weise des Erkennens, die Erkenntnisstheorie, ist die wesentlichste Aufgabe aller Philosophie und damit die Grundwissenschaft schlechthin. Sie muss alle andern Wissenschaften, insbesondere die Kunst der allseitigen Selbstbeobachtung, somit auch die psychologische Analyse der mathematischen Erkenntnissformen, potenziell in sich begreifen: sie muss den Zweck alles Erkennens in das gemeinschaftliche Band aller Wissenschaften, in den Willen, zusammenfassen. Und gerade die Erkenntnisstheorie, wofern sie sich selbst verstehen will, wird je länger je mehr mit dem Wesen der Sprache rechnen müssen. Es darf mindestens die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die Erforschung des Ursprungs und der Entwickelung der Sprache den Hauptbestandtheil einer gründlichen Erkenntnisstheorie bilden müsste, indem diese schon in ihren Problemformulirungen von dem Bildungstrieb der Sprache abhängig ist. Wie aller sprachliche Ausdruck Bild ist, so auch die Form, in welcher die Probleme ausgesprochen werden. Schon die Art, wie Probleme formulirt werden, ist stets vom sprachlichen Bilde beherrscht, nicht minder als die Lösung des Problems an das Bild gebunden bleibt; schon das Streben nach richtiger Problemformulirung findet nur in einer korrekt gewählten Bildersprache seine relative Befriedigung. Demgemäss muss jedes erkenntnisstheoretische Problem daraufhin geprüft werden, wie vieles darin (abgesehen von der unumgänglichen Legirung mit an sich fremdartiger empirischer Detailkunde) — blosser sprachbildnerischer Beisatz, wie vieles hinwiederum eigentlich sprachschöpferischer Willenskern sei, — d. h. (sofern der Sinn für Forschung ein Hauptelement des Bildungstriebes ist), welches Quantum innerhalb des Erkenntniss schaffenden Bildungstriebes Bildung, wieviel darin Trieb sei. Anders ausgedrückt: es fragt sich, ob ausser dem symbolischen Anschauungsbilde einerseits und dem realen Willensmotiv, welches andrerseits zur Erkenntniss trieb, — noch irgend etwas anderes, eine qualitas occulta, ein metalogisches Specificum, vorauszusetzen sei; kurz ob die Erkenntniss irgend etwas anderes, ein spezifisch theoretisches Etwas, sei, ausser: 1. dem Wollen und seinen Zwecken, und 2. dem imaginirten Bilde, welches im Wortsymbol ausgesprochen wird. Unsere Antwort lautet: Nein, diese zwei Elemente alles Denkens bilden auch auf der höchsten Stufe der Erkenntniss die einzigen Faktoren des Wissens. Der Sprachgebrauch ermächtigt durchaus zu der Behauptung: Das Wesen alles Erkennens, sein ursprüngliches und bleibendes Wesen ist der Wille, das Ringen nach geistiger Freiheit und Klarheit, das Streben, in die verworrenen Bewusstseinsvorgänge Symmetrie, Ordnung, d. h. nicht etwas Neues, son-

dern die in uns seienden Formen, die mathematische Anlage unseres Wesens, hineinzutragen, oder: die sonst gebundene Spannkraft des unbewussten Wollens, der instinktiven Triebe, zur lebendigen Freiheit der klar bewussten Lebensthätigkeit zu entbinden. Man könnte zwar an dieser Terminologie das Bestreben tadeln und für gefährlich erklären, die Begriffe, mit welchen wir sonst die intellektuelle Funktion im Gegensatz zum Willen zu charakterisiren pflegen, hier absichtlich mit den Willensmotiven zu vermischen. Man könnte im Gegentheil die Pflicht einschärfen und dahin zu wirken suchen, dass das „spezifisch theoretische" Element der „Vorstellung", „Anschauung", „Idee", des Begriffes, des εἶδος, des Intellekts, der Einsicht, der Klarheit, der Erkenntniss u. s. f. mehr in seiner Unterschiedenheit vom Willen zur Geltung kommen. Aber alle derartige Ausdrücke für das Theoretische sind ja nur verschiedene bildliche Modifikationen jenes nämlichen Grundtriebes, dessen nähere Bestimmung eben noch als Problem zur Diskussion steht. Selbst derjenige, welcher — im Interesse der Sicherstellung des uninteressirten, von Willensmotiven losgelösten Theoretisirens — den Vorschlag der Unterscheidung befürwortet, äussert doch eben damit sein „Bestreben", sein „Trachten", seinen Sinn für das „Zweckmässige", — er sucht vorzuschlagen und einzuschärfen, was ihm zweckmässig erscheint: lauter Ausdrücke, welche auf ein Willensstreben hindeuten. Provisorisch ist es also durchaus berechtigt, das Willensmoment innerhalb des Erkennens hervorzuheben; es könnte ja andernfalls möglicherweise der Hauptpunkt übersehen werden. Zunächst bedeuten alle Worte nur soviel, wie die Sprache in sie hineingelegt wissen wollte. Und insonderheit in der Mehrzahl der oben genannten Termini für die Vorstellungsthätigkeit zeigt sich eine Einseitigkeit, welche viel verfänglicher ist, als die Betonung des Willens im Denken. Es ist die Bevorzugung des Einen Sinnes, von dem fast alle das Intellektualleben angehenden Ausdrücke in allen Sprachen entlehnt werden: des Gesichtssinnes. Abstrahiren wir von dieser willkürlichen Beschränkung der erkennenden Funktion (durch a. den Gesichtssinn: θεωρία, ἰδέα, Wissen (= videre) Anschauung, Einsicht u. s. f.; daneben b. den Gehörsinn: Vernehmen, Vernunft, und c. den Geschmack: sapere; d. den Geruch: ʿruach; u. s. f.) so bleibt als das gemeinschaftliche Merkmal der Erkenntnissthätigkeit das überall vorhandene, ursprünglich mehr unbewusste, dunkele, unbeholfene, allmählich geübtere „Bestreben", den mannigfaltigen, ungeordneten Empfindungsgehalt in momentanes Gleichgewicht und Ebenmass zu bringen und Ordnung zu schaffen, um einen minder deutlichen Eindruck zu einem schärfer ausgeprägten, fester umgrenzten und so fixirbaren zu gestalten, also: sich fortzubewegen von einem dunkeln, unbehaglichen, verworren-unentwickelten Zustand des Vorstellenwollens zur Klarheit und Freiheit, zur

Entfaltung des Vorstellens, wie überhaupt zur Lebensharmonie. Daher so viele Ausdrücke für das Intellektualleben, die von den motorischen Thätigkeiten z. B. des Tastens, Greifens, Nehmens entlehnt sind: Begreifen, Vernehmen, Verstehen, Auffassen. — Wollten wir nun in Kürze sagen: Das Erkennen ist ein hervorragender Ausdruck des Willens zum Leben, — so wäre auch das nicht genügend. Denn dieser Satz gäbe zwar eine richtige aber nur unbestimmte Zusammenfassung der vorhin erwähnten farbenreicheren und bestimmteren, aber eben deshalb zugleich dem Irrthum zugänglicheren Massenbilder: — z. B. des Gleichgewichts, der Symmetrie, der Ordnung, der Klarheit und Dunkelheit u. s. f. — Was folgt daraus? Auch unser Erkennen des Erkennens bewegt sich in Folge der Bildersprache in dem Dilemma, entweder mehr durch Farblosigkeit unwirklich oder mehr durch Bilderfülle ungenau zu sein. Nur Sache der philosophischen Geschicklichkeit, der erkennenwollenden Kraft ist es, trotz der Gebundenheit an dieses Dilemma dennoch mittels der Untersuchung zum Ziel zu gelangen — sogar im Gebiete des „reinen" Denkens. Nur müssen wir hier mehr als in anderen Wissenschaften uns der Bildlichkeit und Wandelbarkeit der Sprache bewusst bleiben. Während nämlich andere Disciplinen sich begnügen, den psychologischen Klärungsprozess einfach zu bethätigen und die sprachlichen Klärungsmittel zu nehmen, wo man sie findet, so ist es Aufgabe der Erkenntnisstheorie, nachzuweisen, dass die veranschaulichenden Mittel dieses Processes zugleich Schöpfungen des nach Klarheit ringenden Willens selber sind, dass der Wille sich seine Handhaben aus eigenem Kraftfonds schafft, seinen Bedarf aus eigenen Mitteln deckt, dass seine Kommunikationswege gleichsam fliessende Wasserstrassen sind, stetig vervollständigt, verzweigt, verbunden, gegliedert durch neue Kanäle, sein Baumaterial üppig grünende Vegetation ist und sein Ackerfeld jener Erde gleicht, von der Marc. 4, 28 gesagt wird: *αὐτομάτη ἡ γῆ καρποφορεῖ.* Ja, schliesslich dürfte erhellen, dass selbst die elementarsten Kategorien, mit denen der Wille operirt, schon genetisch den Stempel des Willkürcharakters, der *θέσις* des Willens an sich tragen; und dass insoweit, als der Wille seiner Natur nach individuell ist, eine Verständigung keineswegs unter allen Umständen möglich sein muss. Nur zwischen Verständigungswilligen, welche die Sprache in gewissen Ideengängen homogen gebrauchen und gebraucht wissen wollen, ist allerdings Verständigung möglich. Die philosophische Erkenntnisstheorie ist eben nicht bloss die concentrirteste theoretische Selbstorientirung, sondern zugleich, in gewissem Sinne, eine Kulmination der praktischen Lebenskunst; sie ist die geübte Fertigkeit, jede logische Unlust zu bannen durch die Kunst dialektischer Begriffsausgleichung mittels des eingehendsten Verständnisses für die Sprache. Insofern dient

auch sie, wie jede praktische Wissenschaft, der Herstellung individueller Lebensharmonie. Sie ist nicht bloss Abbildung des Mikrokosmos, sondern Reproduktion des gesammten Kosmos zum Zweck der mikrokosmischen Lebensharmonie. Im Zusammenhange anderer Gedankenverbindungen könnte man die Philosophie mannigfach anders definiren: als Zweifelkunst, als Unterredungskunst, als Principienwissenschaft, als Anschauung sub specie aeternitatis, als teleologia rationis humanae, als Kunst, richtig zu leben oder (vgl. Plato's Phädon und Philipp Mainländer's Philosophie der Erlösung) als Kunst richtig zu sterben. In unserem Gedankengange, welcher von anerkannten Grundlagen aus methodisch zur Aufhellung einer wichtigen, wenig beachteten Seite der Philosophie fortzuschreiten versucht, ist die philosophische Erkenntnisstheorie wesentlich die methodische Darstellung des Ursprungs und Werdens aller Erkenntniss aus und mit der Sprache und verlangt deshalb ein koncentrirteres Verständniss für die sprachlichen Ausdrucksformen jedes Verständnissstrebens. —

V. Zusammenfassung und theoretische Tragweite des Ergebnisses. Der gesammte Inhalt der Philosophie, soweit er nicht den empirischen Specialwissenschaften entlehnt wird, kann auf das Dasein und Werden der sprachlichen Tauschwaare zurückgeführt, die Philosophie selbst als die bezügliche Kunsttheorie charakterisirt werden, d. h. als Theorie von der Kunst, mit den wechselnden Kursen sprachlicher Tauschmünze im Gebiet des reinen Denkens Handel zu treiben. Das Philosophiren ist also Redekunst, nicht im Sinne der antiken Sophisten, in der Absicht, individuelle Zwecke zu erreichen, sondern im Dienst der reinsten Wahrheitszwecke, hervorgehend aus dem Bestreben, die logische Unlust zu bannen, Klarheit und Ordnung zu schaffen, und deshalb für die Unterscheidung und Zusammenfassung möglichst vieler Einzelbeobachtungen fassliche Gesichtspunkte zu finden oder, in Ermangelung derselben, mittels geeigneter Wortkombinationen und Sprachbildungen neue Kategorien und Begriffe zu schaffen. Ist das Philosophiren in diesem Sinne „Redekunst", so ist es das höchste theoretische Produkt des Willens, welches aber deshalb unvollständig und wandelbar bleibt, weil es in den bildlichen Formen der Sprache sich bewegt. Wie der sprachschaffende Wille niemals ohne einen Zusatz individuellen Strebens wirksam ist, so die vom Willen geschaffene Bildform der Sprache nie ohne den willkürlichen Beisatz, welcher darauf beruht, dass die beiden Seiten jeder Gleichung und Vergleichung neben dem Gemeisamen (tertium comparationis) auch ein Verschiedenes enthalten. In der Verschiedenheit zwischen Bild und Sache, zwischen Symbol und Wirklichkeit, liegt eben wie der Vorzug so der Nachtheil sprachlicher Ausdrucksweise gegenüber der stumm kopirenden Empirik. Selbst die identische Gleichung A = A, sobald sie als ausgesprochenes Urtheil

hingestellt wird, enthält in dieser gleichsetzenden Aktivität ein Moment des handelnden Willens, nämlich die Forderung der Aufmerksamkeit: „Fixire deinen Gegenstand in zwei getrennten Zeitmomenten hintereinander!“ Die Sprache kann eben nicht in derselben Weise wie die für das sehende Auge bemalte Fläche das Nebeneinander zweier getrennter Momente darstellen. Darum mag man jenes logische Prinzip, den Satz des Widerspruchs, formuliren, wie man wolle: angreifbar wird dasselbe immer insoweit bleiben, wie es überhaupt formulirt oder in Lauten gesprochen ward; immer wird dem Satz: „Widerspruch giebt es nicht“ (Leibniz, Dühring, v. Kirchmann) entgegengesetzt werden können: „Nur im Widerspruche weilt die Wahrheit“ (Hegel). A ist nämlich nicht = A, sofern man nicht nur (nach Heraklit) nicht zweimal, sondern nicht einmal einmal durch denselben Fluss gehen kann. Und wie die streng logische, so unterliegt auch jede naturwissenschaftliche Voraussetzung derjenigen Symbolik, welche aus dem Nacheinander sprachlicher Ausdrucksweise resultirt. So sehr wir ein ewiges festes „Vernunftgesetz“ voraussetzen, so sehr wir insbesondere innerhalb der empirischen Entwickelung der Sprache dem Walten eines derartigen, unumstösslichen Gesetzes nachspüren, so gewiss ist es für uns nur insofern Gesetz, als es zugleich durch die, mittels der Sprache erkennende Thathandlung des Menschengeistes stets von Neuem gesetzt wird. Auch nach Kant ist der Grund unseres Glaubens an das Naturgesetz unser Wille, die Welt nicht als ein unzusammenhängendes Chaos anzusehen. Aus dieser Bedingtheit alles philosophischen Urtheilens durch die Sprache und der Sprache durch den Willen darf man inzwischen keineswegs schliessen, dass die sprachliche Ausdrucksweise schlechtweg einen „unwissenschaftlichen“, inadäquaten Charakter tragen müsse und gegenüber der empirisch nachbildenden Kopie nur im Nachtheil sei. Vielmehr ist es ja eben wiederum von unserer Sprachterminologie abhängig, ob wir den Namen „Wissenschaftlichkeit“ für die Methode der (affenartigen) Nachahmung, oder ob wir sie lieber auf die idealen Erzeugnisse des kulturschaffenden Willens anwenden wollen. Gerade die Sprache dürfen wir das eigentlich Wissenschaffende Organ nennen. Und selbst der Willkürcharakter, welcher diesem Organ anhaftet, trägt den Stempel der Wahrheit, sofern er der Natur des menschlichen Geistes gemäss ist. Der Begriff der Wahrheit ist an sich ebenso vieldeutig und fliessend wie alle andern in das Wort gefassten Begriffe. Die objektive Nachzeichnung der phänomenalen Scheinwirklichkeit ist ja nur eine elementare Voraussetzung für die Erkenntniss der „Wahrheit“, deren wesentliche Prinzipien, Normen und Regulative vielmehr in der innern Organisation unseres geistigen Vermögens gegründet sind. Mit dieser demüthigenden Einsicht dürfen wir dem Stolz des modernen Empirismus entgegentreten, und wir müssen schon

deshalb den Versuchen „rein empirischer“ Objektivität misstrauen, weil zahlreiche Beispiele, wie Aug. Comte, Herbert Spencer, Feuerbach, Dühring, Häckel, beweisen, dass gerade der angebliche („reine“) Empirismus dem Eindringen einer unbegründeten („unreinen“) Willkürspekulation Thür und Thor öffnet. Es fragt sich, ob nicht die Methode Fichte's und Hegel's für die Wissen-schaffende Philosophie ertragreicher und der idealen Natur des kulturschaffenden Menschheitswillens entsprechender, also wahrer, sei als die Methode des Positivismus, welcher theilweise zur Auslöschung philosophischen Strebens und wissenschaffenden Forschens sollicitirt. Auch jene Begründer des Idealismus sind zwar von wissenschaftlicher Verschuldung nicht ganz frei zu sprechen. Die (unbewusste) Übung der Phrase bleibt immerhin ein unentschuldbarer Makel, ein untilgbarer Vorwurf. Aber durch die bewusste Handhabung der Bildersprache in der Philosophie, durch die absichtliche, unverhohlene Ausnutzung aller sprachlichen Hülfsmittel im Dienste des Verständigungsstrebens, durch die stets wiederholten Hinweise auf die Mehrdeutigkeit und Elasticität der Sprache und auf die Unausrottbarkeit des Willensstrebens, welches schon innerhalb der empirischen Analysis mittels der Sprache hindrängt zur Systembauenden Synthesis: durch dieses bewusste Mitwirken einerseits des sprachschaffenden Willens und anderseits des Wissens um die Natur der Sprache, kurz: durch die philosophische Methode, sich auf Schritt und Tritt der Wechselwirkung zwischen dem selbstthätig schaffenden Willen und der Gebundenheit des Intellekts an die schon geschaffenen Sprachformen bewusst zu sein — würden auch die synthetischen Funktionen des Philosophirens dem Fluche der Phrase vollständig entzogen werden. Und andrerseits — erst durch dieses Experimentiren in sprachschöpferischer, rednerischer Synthesis, wie sie sogar der nüchternste Empiriker — obzwar unbewusst und ohne es eingestehen zu wollen — thatsächlich ausübt, kann auch für die abbildende, referirende Empirie derjenige Grad vollständiger Übereinstimmung zwischen Objekt und Darstellung angebahnt werden, welcher das Ziel der empirischen Analyse sein muss. Gerade dem unbewusst von der Phantasie beherrschten uncivilisirten Denken ist eine genaue Wiedergabe gegebener Vorgänge oder Zustände unmöglich. Es ist die sprachlich experimentirende Forschung, welche auf Grund schärferer Beobachtung mittels immer neuer hypothetischer Unterscheidungsversuche die fortgesetzten Differenziale herzustellen weiss zwischen dem gegebenen Wirklichkeitsphänomen und der bis dato erreichten künstlichen Reproduktion. Erst durch dieses, sprachlich vermittelte, Differenzialsystem kann das Verständniss für Einheit und Unterschied bis zu dem Grade ausgebildet werden, dass neben der krasseren Wirklichkeitsabbildung auch die (ebenfalls empirische) Nachzeichnung der feineren Nuancen des (inneren und

äusseren) Weltbildes möglich wird: es müsste denn sein, dass man in nihilistischer, kulturmörderischer Anwandlung auf die Reproduktion jener feineren Züge überhaupt verzichten wollte. — Hauptsächlich aber bleibt es die Erkenntnisstheorie, deren Probleme und Methode aus dem läuternden Schmelztiegel der sprachpsychologischen Begründung vertieft und vereinfacht hervorgehen würden, um dann für alle Wissenschaften fruchtbar gemacht zu werden. Soweit — abgesehen von der empirischen Bereicherung des Wissens — irgend ein theoretisches Lösungsbedürfniss in klar verständlicher Form geltend gemacht werden kann, müssen „alle Räthsel des tiefer sinnenden Geistes“ (Hegel) durch die Erkenntnisstheorie gelöst werden können. Um solches Bedürfniss auf seinen korrekten Ausdruck zu bringen, dazu bedarf auch die Erkenntnisstheorie 1. der Sprachwissenschaft, von der Lautphysiologie und der Lehre vom Ursprung der Sprache bis zur Lehre von der Begriffsbildung auf Grund der Sprachvergleichung. Aber mächtiger als das gewordene Wort, wie es die Sprachwissenschaft zum Gegenstande hat, ist 2. der Wille selbst, der die Sprache producirt und auch seinerseits aus dem gewordenen Worte seine Hauptanregung schöpft zu neuer, schaffender Sprachbildung. Das gewordene Wort, sobald es aus dem sprachbildenden Mutterschoss des Willens entlassen ist, wirkt als lebendiger Körper des Gedankens auf den Willen zurück. Es sollicitirt, nicht nur direkt unter Vermittelung des Gehöreindruckes, zu neuen Kombinationen und zur Komposition neuer Anschauungsbilder, als Ergänzungen des noch unvollständigen Empfindungsausdruckes, sondern auch indirekt, indem es aus den Missverständnissen, die der dialektischen Abwandlung der Aussprache entstammen, oder aus dem Klange eines unkenntlich gewordenen Urwortes, dessen ursprüngliches Etymon dem Volksbewusstsein verloren gegangen ist, selbständige Motive zu neuen Empfindungen hervorbringt, die dann ihrerseits zur sprachlichen Ausprägung anregen.

Wie mannigfach dieses Werden und Wachsen der Wörter namentlich im Gebiet der Religion, der Sitte und des Rechts sich äussert, darüber giebt eine zahlreiche sprachwissenschaftliche Literatur schon jetzt hinreichende Aufklärung. Nur die Konsequenzen für seine Praxis zu ziehen, ist Sache des Theologen, des Juristen, des Pädagogen.

VI. Tragweite der praktischen Anwendung. Die Tragweite des Einflusses, welchen die gewonnenen Ergebnisse zunächst auf das gesammte Gebiet der Religion und Theologie ausüben würden, kann daran ermessen werden, dass nach unserer Theorie der mythenbildende Charakter aller sprachlichen Ausdrucksweise klargelegt wird. Es würde daraus im apologetischen Interesse folgen, dass den wichtigsten religiösen Grundbegriffen dieselbe theoretische Wahrheit zukommen muss wie den philosophischen Kategorien.

Aber es sind ja keineswegs bloss Wörter wie „Gott", „Glaube", „Wahrheit", „Gerechtigkeit", „Sünde", „Erlösung", wodurch namentlich die Parcival-Naturen so wundersam angemuthet werden, sondern es ist der ganze Redevorrath der Volkssprache, unter dessen Einwirkung jedes sinnige Kindesgemüth steht, und welcher tausendfache Nahrung bietet für das kombinirende und bilderschaffende Phantasiebedürfniss. Was den Meisten als alltäglicher Wortkram erscheint, das fassen begünstigte Geister, welche kindliche Unbefangenheit mit der Gabe sprachlicher Kritik verbinden, synthetisch und analytisch produktive Sprachtalente, Wortkünstler und Philologen, poetische und philosophische Originale, — ein Jacob Boehm, ein Hamann, Herder, J. Paul, Rückert, ein K. Chr. Fr. Krause, Baader, E. A. v. Schaden, W. v. Humboldt, Max Müller — in reinerem und reicherem Sinne auf: sie stehen unter dem urschöpferischen Einfluss des sprachschaffenden Willens selbst, welcher seit jeher die Sprache als sein Organ aus sich heraussetzte; sie vermögen in adäquater Weise die Schöpferkraft des producirenden λόγος aus dem gegebenen Wortprodukt zu reproduciren. In den zugleich religiös wie sprachlich beanlagten Geistern wird immer vollständiger die Einsicht zum Durchbruch gelangen, dass auch nach völligen Unterdrückungsversuchen die religiöse Überzeugung mit zwingender Allgewalt sich rehabilitiren muss.

Wir erinnern uns ferner, dass ein Hauptergebniss aller philologisch-philosophischen Forschung die wachsende Einsicht sein sollte, dass die Sprache in jeder Beziehung eine stetig wandelbare Ausdrucksform für den (auf empirische Empfindungseindrücke reagirenden) Willen ist. Auch diese Einsicht, wenn sie zu allgemeiner Anerkennung gelangte, würde weitreichende Umgestaltungen nicht bloss in der Philosophie und Theologie, sondern in dem öffentlichen Leben wie in der Pädagogik und Jurisprudenz herbeiführen. Die nutzbringende Verwerthung der zu jener Einsicht führenden sprachpsychologischen Methode für die theologische Apologetik darzustellen, behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor. Für die juristische Bedeutung der entworfenen Perspektive kann ich mich auf die Arbeiten v. Jhering's (insonderheit: der Zweck im Recht B. II.) berufen. Aber auch manche Missstände in dem öffentlichen Leben, der Missbrauch der Stich- und Schlagwörter in der Rede, die gegenseitige Verhetzung der Parteien und das Trumpfen auf die unumstössliche Überzeugung, — das Prunken mit leeren Worten, die Überredungskünste im Dienst der politischen Propaganda: — diese und andere Wurzeln socialer Übel, würden sie wohl in dem thatsächlichen Umfange gedeihen, sobald eine klarere Einsicht in die Natur des Wortes herrschend wäre? Für die Sünden des Wortmissbrauchs wird derjenige weder fähig noch empfänglich sein, welcher als Grundvoraussetzung für alle Verständigung erkannt hat, dass die Grenze respektirt werden

muss, welche die persönlichen Willenszwecke, über die sich nicht streiten lässt, scheidet von dem sachlichen Vorstellungsmaterial, welches wegen seiner bildlichen Ausdrucksform in der Sprache einerseits zu Missverständnissen Anlass geben kann, andrerseits durch Ausgleichung der Begriffe Verständigung und Einigung ermöglicht. Dort das differirende Willensideal, dessen Behauptung auf der Machtfrage basirt; hier das Verständigungselement des gesprochenen Wortes, welches auf den wahrhaft Gebildeten, in dem Masse aufhört, einen Differenzpunkt zu bilden, wie aus der, vermeintlich entgegengesetzten, Überzeugung das Element des überall zu Grunde liegenden Wortstreites herausgeschält ist. „Mit Worten lässt sich ganz vortrefflich streiten", — so lange man nämlich auf die Unachtsamkeit des Gegners bauend, mit Stichworten zu operiren versteht, welche jene Grenze zwischen Wollen und Wissen verwischen. Dahin gehört sowohl das gegenseitige Sichabschrecken mit Worten wie Unsittlichkeit, Atheismus, Socialismus, Revolution, als auch das Prunken mit den Begriffen des Volkswohls, der Freiheit, der Kulturzwecke, des Patriotismus. — Indessen zunächst wird nur in einzelnen Fällen, nicht im Ganzen das Gebaren der Parteileidenschaft zum Schweigen gebracht werden durch die Waffen, welche sprachpsychologische Kritik dem Praktiker schmieden will. Der weittragendste Einfluss wird die Pädagogik treffen. Der ruhige Gang didaktischer Methode wird allein im Stande sein, den Errungenschaften einer Denkrichtung einen weitgehenden Einfluss auf das gesammte Volksleben zu erwirken. Die selbständige Bedeutung des fremdsprachlichen grammatikalischen Unterrichts, der Werth der klassischen Rhetorik, die Nothwendigkeit philosophischer Propädeutik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten — sind nur Hülfsmittel, um jene Einwirkungen vorzubereiten. Die Hauptstätte für die Verwerthung der sprachpsychologischen Denkweise im Unterricht wird neben dem allgemein erforderlichen Unterricht in einer fremden Sprache die Belehrung in der Muttersprache sein und zur konkreten Anwendung auf ein gegebenes Vorstellungsobjekt wird namentlich der Religionsunterricht dienen. Hier wird die Bedeutung der Sprache für das Erkennen und für das gemeinschaftliche Empfinden sowohl apologetisch zur Pietät gegen das Überlieferte mahnen als auch schon in dem Schüler die Fähigkeit zu einer massvollen Selbstkritik in Bezug auf religiöse Empfindungen anbahnen. Auf die Zweckmässigkeit des Gebrauchs von Fremdwörtern in der wissenschaftlichen Darstellung wird ein neues Licht fallen; nur die Tendenz, die Muttersprache zurückzusetzen, nicht die Abwechselung in dem Gebrauch synonymer Tauschmünzen wird beanstandet werden dürfen. Auch für die Frage nach der Berechtigung des Dualismus in unserem höheren Schulwesen kann die sprachpsychologische Denkweise fruktificirt werden. Die freie Loslösung der empirischen Beobachtung

von der schaffenden Macht der Sprache zeigt den Gegensatz zwischen Realien und klassischem Wissen in einer neuen Beleuchtung. Der Sinn für empirische Objektivität kann vollständig nur durch die beschreibende Naturforschung, nicht durch die Mathematik, nicht durch die Geschichtswissenschaft ausgebildet werden. Insofern mag die naturwissenschaftliche Bildung in ihrer Weise der sprachlichen gleichberechtigt an die Seite gesetzt werden. Allein das Wesen alles Erkennens ist hier wie dort der Wille des Einzelnen, dessen Ausbildung zum nationalen und zugleich individualisirten Charakter über den Gegensatz zwischen realem Wissen resp. Können einerseits, und der idealen Bildung des Verständnisses für das Allgemeine andrerseits erhaben ist und den vornehmsten Zweck aller Pädagogik bilden soll. Soweit nun die Pädagogik vor Allem zu Persönlichkeiten, zu Charakteren zu bilden bestimmt ist, so wird für die Beurtheilung einer Bildungsanstalt dieser Massstab in erster Linie geltend zu machen sein. In didaktischer Hinsicht aber wird die wissenschaftliche Bedeutung der Sprache als Leitstern innerhalb des gesammten Lehrzweckes dienen müssen. Und da die Grenzen des Einflusses der Sprache auf das Erkennen erst dadurch veranschaulicht werden können, das man den Gegensatz der empirisch-experimentirenden Forschungsmethode zur sprachlich-betrachtenden und entwickelnden gründlich beobachten lernt, so ist die Aufgabe und der selbständige Werth der Realgymnasien auch vom rein wissenschaftlichen Standpunkt mehr als es zu geschehen pflegt, zu würdigen. Denn gerade das Realgymnasium koordinirt jene beiden Bildungsfaktoren und ermöglicht insofern eine gleichmässigere Vertheilung desjenigen Lernstoffes, welcher für die theoretische Durchbildung unerlässlich ist. Es liegt in dem Bestreben, die allgemeine humanistische Bildung theilweise durch eine eingehendere realistische zu ersetzen, eine Anerkennung gerade der theoretischen Bedeutung des empirischen Naturerkennens, eine Anerkennung, welche sich mit dem Ideal der sprachpsychologischen Methode nicht allein sehr wohl verträgt, sondern dieselbe im volleren Umfange überhaupt erst ermöglicht. — Überhaupt fallen die ertragreichsten Konsequenzen dieser Methode in das Gebiet der Jugendbildung. — Werfe ich zum Schluss, m. H., einen Rückblick auf die gegebenen Erörterungen, so bin ich zufrieden, wenn von Ihnen anerkannt wird, dass die verschiedenen Momente der von mir entwickelten Gesammtansicht eine harmonische Einheit darstellen. Die Idee, den Ertrag der Sprachwissenschaften für die Philosophie mehr, als bisher geschehen, zu verwerthen, — die entsprechend umzugestaltende Klassificirung der Wissenszweige! die entschiedenere Würdigung des Willens innerhalb der Motive des wissenschaftlichen Erkennens, endlich die praktische Tragweite der Einsicht in die sprachliche Bedingtheit alles (auch des religiösen) Urtheilens: — diese Gesichtspunkte bitte ich nunmehr als unter sich einheitliche

zur Diskussion stellen zu wollen. In den Einwendungen und Bedenken, auf die ich gefasst bin, hoffe ich Anregung zu empfangen, das von mir im Allgemeinen Behauptete nun im Einzelnen zu exemplificiren und, so weit die in Aussicht gestellte Methode eine Beweisführung zulässt, zu beweisen. Denn auf dem Gebiet der (sprachpsychologischen) Philosophie ist zwar die Lösung jedes Problems insoweit möglich, als das Problem klar formulirt werden kann; aber auch das Bedürfniss, inwieweit ein aufklärender Beweis erforderlich sei, kann nur aus dem speziell vorgetragenen Wortlaut eines geltend gemachten Zweifels taxirt werden. Darum eben bitte ich, in den Erwiderungen hauptsächlich einzelne Punkte hervorzuheben, damit mir Gelegenheit werde, an diesen die Leistungsfähigkeit der Methode selbst zu erhärten.

Herr Doctor Bergson äusserte sich folgendermassen:

Ich sehe schon voraus, dass das von Herrn Lic. Dr. Runze gewählte und durchgeführte Thema, als ein eigenthümliches Problem erfasst, bei den verschiedenen Mitgliedern unserer Gesellschaft einen gewissen Widerspruch hervorrufen wird. Und der Vortragende scheint denselben, wenn auch nicht absichtlich provocirt, doch einigermassen im Voraus entschuldigt zu haben, denn er äussert sich über diesen Punkt oben folgendermassen: „In den Einwendungen und Bedenken, auf die ich gefasst bin, hoffe ich Anregung zu empfangen, dass von mir im Allgemeinen Behauptete nun im Einzelnen zu exemplificiren und, soweit die in Aussicht gestellte Methode eine Beweisführung zulässt, zu beweisen. Denn auf dem Gebiet der (sprachpsychologischen) Philosophie ist zwar die Lösung jedes Problems insoweit möglich, als das Problem klar formulirt werden kann; aber auch das Bedürfniss, inwieweit ein aufklärender Beweis erforderlich sei, kann nur aus dem speciell vorgetragenen Wortlaut eines geltend gemachten Zweifels taxirt werden. Darum eben bitte ich, in den Erwiderungen hauptsächlich einzelne Punkte hervorzuheben, damit mir Gelegenheit werde, an diesen die Leistungsfähigkeit der Methode selbst zu erhärten.“ — Ehe ich nun auf die vom Vortragenden selbst erbetene Erwiderung der einzelnen von ihm angeregten Fragen näher eingehe, halte ich es für opportun, über den ganzen Vortrag im Allgemeinen mein Urtheil dahin zu präcisiren, dass ich denselben, sowohl in Bezug auf den Gehalt, als auch auf die Form desselben, als einen bemerkenswerthen und wenigstens für mich höchst interessanten zu bezeichnen habe, da derselbe sich auf dem Gebiete der exacten Errungenschaften der Naturforschung und des vergleichenden Sprachstudiums mit einer gewissen Art von Sachkenntniss bewegt, die von vorn herein viel Anregendes und Interessantes zu bieten mir scheint. — Was nun die einzelnen, im Vortrage hervorgehobenen Punkte anbe-

langt, so erlaube ich mir zu dem ersten Abschnitt desselben, betreffend das Problem, folgendes zu bemerken:

Es ist richtig, wenn der Hr. Vortragende die Hauptfrage der Philosophie in dem „Grundräthsel des Lebens“ erblickt; allein seine an die Spitze gestellte Behauptung, dass die Philosophie lediglich die Aufgabe haben soll, das „Dasein“ als solches, ohne alle Sonderzwecke, zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen, ist einerseits zu weit, andererseits zu eng gefasst. Was versteht der Herr Vortragende unter dem verschwommenen „Infinitiv“, den er mit dem Worte: „Dasein“ zu bezeichnen beliebt? Er hätte sagen müssen, nicht das unbestimmte Infinitivum: „Dasein“, sondern der ganze „Kosmos“ der materiellen und geistigen Prozesse ist es, der das eigentliche Substrat aller Philosophie von jeher gebildet hat und fernerhin bilden wird. —

Selbst sein Problem des „Daseins“, das er mit einem pessimistisch angehauchten Bilde als das „qualvoll uralte Räthsel“ bezeichnet, widerspricht vollkommen seiner eigenen, oben vorausgegangenen richtigen Erklärung: „ohne Sonderzwecke“, also ohne allen und jeden optimistischen oder pessimistischen Nebengedanken, die auf ausschliesslich subjectiven Empfindungen beruhende Anschauung zum Object des rein abstrakten, philosophischen Denkprozesses zu erheben! — Ebenso beruht sein Ausspruch: „dass mit dem einmal aufgestellten Problem, auch sofort die Lösung desselben gegeben sei“, auf nicht ganz richtiger Auffassung seinerseits der ganzen Entwickelungsgeschichte des philosophischen Denkens in alter, mittlerer und neuester Zeit.

Vielmehr hätte ihn selbst ein nur flüchtiger Blick auf die Geschichte der Philosophie eines Anderen und Besseren belehren sollen. —

Er gefällt sich zunächst, die Ansicht aufzustellen und zu vertheidigen, dass nicht zwischen Problem und Lösung desselben die Kluft liege, deren successive Überbrückung von Thales bis zu Schopenhauer die Riesenarbeit des Weltgeistes bilde. Vielmehr bestehe jene Gradabstufung zwischen den verschiedenen Versuchen in der mehr oder weniger richtigen Formulirung des jedesmaligen Problems, welche durch die Marksteine, d. h. durch die Epochen der „Geschichte der Philosophie“ gekennzeichnet werde. Hier erlaube ich mir, den Herrn Vortragenden beim Worte zu nehmen und ihn darauf aufmerksam zu machen, dass die Grenzsteine zwischen dem Anfang und dem vorläufigen, heutigen, abschliessenden Endstandpunkte, also nach seiner Bezeichnung zwischen „Thales und Schopenhauer“, seine Behauptung von gleichsam gleichzeitiger richtiger Formulirung und Lösung der verschiedenen philosophischen Probleme, den historischen Thatsachen durchaus nicht entspricht und in Bezug auf die Zwischenzeit

zwischen Thales und Schopenhauer ein, von seiner Ansicht „toto coelo“ verschiedenes geschichtlich constatirtes Verhältniss obwaltet.

Er gestatte mir, diese beiden Philosophen, gleichsam als Repräsentanten des ursprünglichen Anfanges und des vorläufigen Abschlusses der griechisch-germanischen Philosophie, hier kurz zu skizziren. —

Thales, der Stifter der auf sinnlicher Anschauung der Natur beruhenden jonischen Schule, welcher zuerst in Hellas die Geometrie gelehrt, und, als Astronom, eine bevorstehende Sonnenfinsterniss, welche am 30. September 610 vor Christi Geburt eintrat, als der erste aller spätern und neuern sternkundigen Beobachter und Forscher, vorher zu sagen im Stande war, hatte bekanntlich einen offenen Sinn für alle Naturphänomene. — Er kann mit Recht als Begründer der „griechischen Naturphilosophie“ betrachtet werden. Er stellte sich bekanntlich das Problem, den Urgrund des Kosmos zu erforschen; und wie löst er dies Problem? indem er sagte: „Der Urgrund des ganzen Kosmos ist das Wasser.“ Man sieht hieraus, dass die Formulirung des Problems bei Thales ganz richtig und exact war, dass dagegen die von ihm versuchte Lösung desselben, möglicherweise und vielleicht schon zu seiner Zeit, gewiss aber für spätere Zeiten und namentlich für uns heute, eine vollständig verfehlte war und bleibt. —

Auch Schopenhauer, der begabteste Nachfolger und Kenner der Philosophie von Immanuel Kant, stellte sich das Problem zur Lösung auf, das bekannte und doch völlig unerkannte Kant'sche „Ding an sich“ zu erklären; — und zu welchem Resultat gelangte er, indem er dieses völlig unbewusste „X“ der Kant'schen richtigen Formulirung, nach seiner etwas unbescheidenen, selbstgefälligen und peremptorischen Manier dadurch zu erläutern, also das Problem zu lösen vermeinte, dass er das „Ding an sich“, als den nackten, blinden, unbewussten Willen, und zwar nicht blos des Menschengeistes, sondern auch der ganzen belebten und unbelebten, d. h. der organischen und anorganischen Naturprodukte proklamirte. Man wird mir einräumen müssen, dass so treffend die Formulirung des Problems von Kant uns erscheint, die von Schopenhauer versuchte Lösung desselben ebenso unzutreffend ausfällt. —

Eine gleiche Bewandtniss hat es mit vielen anderen, ja man könnte sagen, mit fast allen philosophischen, religiösen, moralischen und aesthetischen Problemen von jeher gehabt. Ich will dem Herrn Vortragenden, welcher ja, als Licentiat, zur hiesigen theologischen Fakultät gehört, noch ein anderes Beispiel in dem Probleme der „Willensfreiheit“ vorlegen. —

Schon in ethnographischer und völkerpsychologischer Hinsicht ist es höchst bemerkenswerth, dass gewisse Volksstämme, wie z. B. die orientalischen, namentlich die Araber, die Türken, die

Perser u. s. w. zur Negation der Willensfreiheit, d. h. zum Fatalismus so stark und fast ausschliesslich hinneigen[1]), während die arischen Volksstämme umgekehrt die Negation des Fatalismus, d. h. die Selbstbestimmung und Willensfreiheit, als ethisches Princip der Verantwortlichkeit festhalten, wobei noch hingewiesen werden kann auf die vielen mittelalterlichen und zur Zeit der Reformation hell auflodernden Streitigkeiten zwischen Luther und Calvin, sowie auf die Lehre von Prädestination und Gnadenwahl. Hier überall ist das zu lösende Problem scharf formulirt und präcis aufgestellt; und doch, wo bleibt die vom Vortragenden verheissene gleichzeitige oder sogar sofortige Lösung? Hier kann man den lateinischen Spruch: „Adhuc sub judice lis est" mit den Schlussworten ergänzen: „et semper manebit" und zwar mit vollem Rechte. —

Der Herr Vortragende erwiederte hierauf:

Von den Einwürfen des Herrn Vorredners trifft der letzterwähnte allerdings den Kern meiner Ausführungen. Die Behauptung, dass all unser wissenschaftliches Denken sprachlich bedingt sei, ist eng verflochten mit der anderen Behauptung, wonach Problemstellung und Lösung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften im Wesentlichen miteinander gegeben sind. Denn eben die sprachliche Form, in welcher die Probleme gefasst werden, ist wesentlich entscheidend für die Art, wie die Lösung der Probleme, das Echo jener Formulirung, sich gestalten wird. Der H. V. leugnet, dass mit der korrekten Problemfassung auch die Lösung gegeben sei. Er beruft sich auf Thales und Schopenhauer. Nun wohl, Thales[2]) hat mit der Fixirung des Wortes ἀρχή ein unauslöschliches Fragezeichen in das Titelblatt der Philosophiegeschichte eingezeichnet. Jenes Wort hat sich zwar als unvollkommen erwiesen, denn „Anfang", „Herrschaft" etc. ist nicht Prinzip, Urgrund, Absolutum, Weltgeist etc. Kein Wort deckt ein Anderes; kein wahrer Philosoph hat die Terminologie eines früheren Denkers ausnahmslos adoptirt. Die Worte haben gewechselt, — nur das Fragezeichen ist geblieben; und dieses Fragezeichen ist der nach Klarheit ringende Forschungsdrang. Aber abgesehen von diesem Erkenntnisstrieb wechselte mit dem Worte stetig auch der Begriff, mit dem problematischen Begriff die assertorische Urteilsbildung und die apodiktische Beweisführung. In dem Masse wie Thales seine Problemfassung verstehen konnte, genügte ihm auch die Lösung, die er gab; genügte sie Späteren nicht mehr, so war daran Schuld die Mehrung und Nuancirung der Fragestellungen, welche

1) Ich erinnere hierbei an das bei allen Ständen, hohen wie niedrigen, als unerschütterlicher Glaubensartikel im Orient geltende Axiom unter dem Namen: „Kismet"! — 2) Eigentlich erst Anaximander.

aus der Zusammenfassung und Ausgleichung der verschiedenen sprachlich gegebenen d. i. als Worte vorhandenen Begriffe resultirten. Ist doch das Weltproblem auch heute noch keineswegs in der Weise gelöst, dass nicht die Lösung des Thales immerhin eine Berechtigung behielte, — insoweit nämlich, als die Wahl des problematischen Begriffes ἀρχή berechtigt bleiben wird. Was hatte im „Anfang“ die „Herrschaft“? Soweit unsere heutige Wissenschaft auf einen vermeintlichen Anfangspunkt zurückzugreifen sich gewöhnt hat, würde irgend ein Analogon zu der unendlichen Spannkraft der Kant-Laplaceschen Dunstmasse vorzustellen sein. War nun diese Urmasse mehr der Luft — oder dem Feuer — oder dem Wasser ähnlich? Damals war kein irdisches Auge, welches beobachtete, kein Gedanken entwickelnder Nerv, welcher seine subjektiven Anschauungsformen in jenes Chaos hineintrug. Wer auf dem naiven Standpunkt steht, zu wähnen, in einem zufällig gewordenen und willkürlich gewählten Wort wie ἀρχή erschöpfe sich endgültig der Probleme formuliren wollende Erkenntnissdrang, — nun der mag ja auch damit zufrieden sein, dass lediglich „auf dem Wasser“ der Geist des Allschöpfers „brütete“, — oder dass ein „Weltenbrand“ Anfang und Ende des Kosmos bildet, — oder dass mit einer dereinstigen gasförmigen Auslösung aller Spannkraft in lebendige Kraft das Ende aller Dinge eintreten werde (Dühring, Cursus der Philosophie; Wundt, Menschen- und Thierseele). Weiser, tiefer und wissenschaftlicher als diese modernen Bilder des „Urseins“ erscheint mir jenes uralte Bibelwort: „und es war finster auf der Tiefe“, und jener Gesang unserer indischen Stammverwandten, welchen uns Rig-Veda X, 129 kündet:

„Nur Dunkel war, verhüllt von Dunkel anfangs,
„Und unerkennbar wogte dieses Alles.
„Vom leeren Raum war zugedeckt die Öde,
„Das Eine ward durch Macht der Glut geboren.

„Von wannen diese Schöpfung sei gekommen,
„Ob sie geschaffen oder unerschaffen,
„Der auf sie schaut im höchsten Himmelsraume,
„Der weiss allein es, — oder weiss er's auch nicht?

Die wissenwollende Skepsis allein — mit diesem Widerspruch zwischen Wissen und Nichtwissen beginnt alles echte Denken — kann allenthalben die rechte Mittelstrasse finden zwischen zwei Extremen: einerseits den voreiligen Problemformulirungen, denen dann ebenso voreilige Lösungen oder Unlösbarkeitsbehauptungen entsprechen werden; — andererseits dem voreiligen und verzweifelnden Verzicht auch auf derartige Formulirung und Lösung, welche dem jeweiligen Bedürfniss entsprechen würde und deshalb als vorläufig ausreichend anerkannt werden könnte. Der Satz, dass mit der Problemformulirung die Lösung gegeben ist, bedarf allerdings der Einschränkung, dass in dem Masse wie die korrekte Formu-

lirung angebahnt wird, auch proportional fortschreitend die Lösung sich anbahnt. Je wissenschaftlicher Jemand ist, desto mehr wird er sich hüten, in Problemstellungen, die bloss provisorisch, d. h. nicht zu Ende gedacht sind, etwas weiteres zu sehen als experimentelle Surrogate für das geahnte absolute Fragezeichen des Welträthsels, zu dessen Fixirung ebenso viel, ja mehr Scharfsinn gehören würde, wie zu seiner Lösung. Nun aber sind wir gar nicht im Stande, einen Gedanken, der das Allgemeine betrifft, zu Ende zu denken; je umfassender, philosophischer, wichtiger ein Gedanke ist, desto mehr würde totale Weltkenntniss zu seiner Formulirung und Lösung erforderlich sein.

Und dieses Verhältniss ist geblieben auch in der neuesten Phase der Geistesentwickelung. Kants „Ding an sich" ist keine adäquate Formulirung des bezüglichen Problems. Ich darf wohl darauf verzichten, auszuführen, 1) wie verschieden Kants Ansicht vom „Ding an sich" seitens anderer Denker historisch aufgefasst worden ist; 2) wie verschieden man dasselbe spekulativ zu ergänzen resp. zu ersetzen versucht hat; 3) wie verschieden die Anzahl der in sich zusammenhängenden philosophischen Weltauffassungen sind, von welchen aus der Eine zu diesem, der Andere zu jenem Begriff vom „Ding an sich" gelangt. Man kann das „Ding an sich" mit Schopenhauer in den Willen, mit Hegel in die Idee, mit Fichte und Göthe in die Thathandlung, mit Andern in das Bewusstsein, in den Geist, in die Kraft, den Stoff, die Gottheit setzen: lauter Worte, deren Sinn wiederum vielfältig dehnbar ist und bleibt. Man kann aber auch den Begriff „Ding an sich" als Chimäre, als flatus vocis, als schattenhaften Doppelgänger des Wortes Substanz, ὑπόστασις, Grundlage zu charakterisiren sich „unterstehen" (substare). Es ist sehr fraglich, ob Kant je ernstlich daran gedacht hat, dass seine nicht absichtliche, aber gelegentliche und jedenfalls höchst überflüssige Unterscheidung zwischen Substanz und „Ding an sich" vielleicht nur einen zufälligen, sprachlich-traditionellen Ursprung hat! —

So besteht zwischen dem fluktuirenden Sprachgebrauch und dem problemformulirenden Erkenntnissstreben eine durchgängige Wechselwirkung: ich finde in der Sprache Worte vor, wundersam — zum θαυμάζειν — anmuthende, zum Denken nöthigende Lautzeichen, — und wiederum greift mein Denken auf die gerade gangbaren Tauschmünzen des Sprachgebrauchs zurück, um einen objektiven Halt zu finden wider die Anwandlungen der intellektuellen Ohnmacht, die aus dem nichtwissenden Zweifel sonst zu erwachsen droht.

Soweit Jemand die Naivetät besitzt, in dem Lautfetisch des „Ding an sich" ein vermeintlich klares Problem zu adoriren, — in diesem Masse wird er gewiss auch die Lösung eo ipso zu finden „überzeugt" sein. Kein Fanatiker kann strenger an sein Diesseits-

oder Jenseitsideal glauben, als der Schopenhauerianer an den Fetisch seines unbewussten „Weltwillens“ glaubt.

Soweit aber wissenschaftlich, d. h. vor Allem mit sprachlich geschulter Skepsis das Problem angefasst wird, muss eben schon die Problemformulirung — und dann natürlich auch die Lösung — als höchst ungenügend, allenfalls provisorisch erlaubt und höchstens experimentell erwünscht beurtheilt werden. Ich möchte das Gleiche sogar von den naturwissenschaftlichen Experimenten behaupten. Auch hier gilt: Where there is a will, there is a way.

Wenn Thales als der Erste die Sonnenfinsterniss voraus zu berechnen wusste, so war es doch wohl deshalb, weil er zuerst die fraglichen Bedingungen der Gestirnkonjunktur zu taxiren wusste. Eine Berechnung ist doch nicht eine blosse Entdeckung, wie sie auch einmal von blinder Henne gefunden wird. Die Berechnung setzt sorgfältige Formulirung des Problems voraus, und ich bin sprachlich berechtigt, dem Begriff des Problems die speciellere Anwendung zu geben, wonach er diejenige korrekte Form der Fragestellung, auf welche mit Hülfe aller schon vorhandenen Daten eine bestimmte positive oder negative Antwort gegeben werden kann, bedeute. War die Entdeckung zugleich Erfindung, d. h. wissenschaftliche That, wie z. B. die Massenerzeugung der Soda aus Seesalz, so wird auch die reale Herstellung ein minus gewesen sein gegenüber dem majus der Problemformulirung im limitirten Sinne: — einer Leistung, die der französische Chemiker Leblanc (1789) in Bezug auf den Soda-Process unter Rechnungen und Anstrengungen vollbrachte, im Vergleich zu denen die konkrete Herstellung den lachenden Erben seiner geistigen Hinterlassenschaft Kinderspiel gewesen ist.[1]) Nicolas Leblanc's Entdeckung, welcher wir billige Seife und billiges Glas, also Reinlichkeit und Licht verdanken, wird dadurch immer denkwürdig bleiben, dass sie als Problem von Anfang an richtig koncipirt war. Nur zufällige äussere Umstände — die Revolution, die Kassirung der Güter des Duc Egalité, die Aufhebung des Patentschutzes durch den Wohlfahrtsausschuss — verhinderten, dass Leblanc den kurzen Schritt vom Plan zur Lösung der Aufgabe thun konnte, und bewirkten, dass er, ohne die Früchte seiner Leistung zu ernten, im Armenspital endete, indem er, wahnsinnig geworden, sich das Leben nahm.

Viel einleuchtender ist das von mir behauptete Verhältniss allerdings auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, auf welches ja jene Behauptung zunächst allein sich erstrecken sollte.

Es würde mir von grösstem Interesse sein, dem H. V. in dem von ihm angeführten Beispiel der „Willensfreiheit“ den haarscharfen Beweis zu erbringen, wonach die Frage nach der Willensfreiheit, abgesehen davon, dass sie ein pädagogisches Willensproblem

1) Vergleiche hierzu die Erklärung der Academie française vom 31. März 1856.

ist, lediglich als sprachliches Problem gekennzeichnet werden muss. Ich darf aber in dieser Beziehung auf eine soeben vollendete Abhandlung verweisen, die demnächst in der 2. Aufl. der Protest. Real-Encyklopädie erscheinen wird (XVII, S. 150 ff.). Dass man in der Geschichte der Philosophie und Theologie über den freien Willen gestritten hat und vermuthlich noch, so lange es denkende Menschen giebt, streiten wird, bezweifle ich nicht. Aber die Art, wie man das Problem formulirt, entscheidet auch hier über die Lösung. Je weniger man im Stande war, die Wurzeln der Kontroverse als wesentlich sprachliche aufzudecken, desto mehr trugen auch die Lösungsversuche einen tastenden, experimentirenden, begriffsdichtenden Charakter. Dagegen: in dem Masse wie das Problem auf seine einfachen sprachlich-zufälligen Wurzeln zurückgeführt wird, ist auch eine definitive Lösung erreichbar. Für die hellenischen Philosophen existirte der mittelalterliche Gegensatz zwischen Determinismus und Indeterminismus kaum; ich verweise hierüber auf Wehrenpfennig, Die ethischen Prinzipien bei den Hellenen, 1856. Dagegen liegen in dem religiösen Gegensatze zwischen Pharisäern, Sadducäern und Essenern, zwischen Buddhisten und Brahmanen die Keime dieser Kontroverse. Aus der religiösen Selbstbeurtheilung des Pharisäismus und des Paulinismus, aus dem religiösen Kontrast zwischen Pelagianismus und Augustinismus entstammt das Freiheitsproblem in der Schärfe seiner modernen Fassung. Noch bei Philo ist der Begriff des ἐλεύθερος ein fast lediglich ethischer; die metaphysisch-psychologische Problemformulirung erwuchs erst allmählich aus zeitgeschichtlich-praktischen Anlässen. Langsam war das Problem — und item stetig proportional seine Lösung — entstanden; langsam hat es sich im Verlauf des Mittelalters und der neueren Zeit entwickelt. Für Calvin, für die Sensualisten, für Schleiermacher, für Schopenhauer war das Problem gelöst, weil es — von dem betreffenden Standpunkt aus mit definitiver Schärfe formulirt schien. Falls uns die geschichtlich vorhandenen Lösungen nicht mehr gefallen, so stammt dies daher, dass uns die gegebenen Formulirungen des Problems nicht mehr genügten. Für mich ist heute das Freiheitsproblem gelöst, auf Grund dessen, dass ich überzeugt bin, dasselbe mit grösserer Schärfe, als dies bisher geschehen, — nämlich mit Berücksichtigung des etymologischen und sprachgeschichtlichen Materials psychologisch so vollständig, wie ich das Bedürfniss hegte, formulirt zu haben. Ob diese Formulirung und Lösung, wie sie die genannte Abhandlung giebt, auch für Andere überzeugend sein wird, das hängt von dem Mass der Gleichartigkeit unseres wissenschaftlichen Bildungsganges ab. Sollte Jemand etwa als Bürger des 21. Jahrhunderts meiner Problemfassung gegenüberstehen, so würde er mich vielleicht ebenso belächeln wie derjenige, welcher dem 17. Jahrhundert angehörend, in diese Denkmethode einen aphoristischen Einblick thäte. —

Ich halte also meine ursprüngliche Behauptung, mit Abzug der rhetorisch beabsichtigten, herausfordernden Form der Pointirung durchaus aufrecht. — Was die Rüge des farblosen Ausdrucks „Dasein“ betrifft, der doch als „qualvoll uraltes Räthsel“ charakterisirt wurde, so liegt es gerade in meinem Interesse, zwischen diesen — wie überhaupt zwischen je zwei verschiedenen Wortgebilden — eine möglichst grosse Differenz zuzugestehen; das bekannte Citat aus Heine ist ein Bild, „Dasein“ ist ein anderes Bild; κόσμος ist ein drittes, u. s. f.; alle verschieden. Bei jeder Statuirung eines Wortbildes wirkt das subjektive Empfinden mit; erst aus zahlreichem, geordnetem Wechsel an Bildern kann eine allseitige, wahre Anschauung resultiren.

Herr Gerichts-Assessor a. D. Kahle entgegnete Folgendes:

Um die Bedeutung der Sprache für das wissenschaftliche Erkennen zu würdigen, bedarf es zunächst einer Bestimmung der Begriffe des wissenschaftlichen Erkennens und der Sprache. Des Beisatzes wissenschaftlich bedarf es meines Erachtens nicht, weil die Wissenschaft jedes Erkennen, welches diesen Namen verdient, umfasst, und es also ein solches, welches nicht wissenschaftlich wäre, nicht giebt. Der H. V. hat nun S. 272 wörtlich geäussert, das Erkennen sei 1) das Wollen und seine Zwecke, 2) das imaginirte Bild, welches im Wortsymbol ausgesprochen wird. Hierzu bemerke ich, dass der H. V. mit dem Wort Wille nicht nur dasjenige bezeichnet, was man gewöhnlich darunter versteht, die Entscheidung, die Wahl zwischen mehreren möglichen Handlungen, sondern auch das Streben nach Erkenntniss, das Streben, ein verworrenes Vorstellen zu einem deutlichen und geordneten zu erheben (S. 273, 267, 263). Nun würde aber der gewöhnliche Willensbegriff wie folgt ausgedrückt werden: Wille ist eine erste Vorstellung oder Vorstellungsmasse, insofern sie Ursache neuer Vorstellungen ist, und zwar durch ein Stärkersein über eine zweite Vorstellung oder Vorstellungsmasse, welche die erste bis dahin am Wirken verhindert hat. Das Streben nach Erkenntniss ist nun keineswegs immer ein Wählen zwischen mehreren möglichen Handlungen, sondern wirkt fortwährend sogar wider den Willen eines Menschen. M. E. ist es nun höchst bedenklich, einen Namen, welcher für eine ganz eigenthümliche Art der Ursachlichkeit von Vorstellungen eingeführt ist, plötzlich zum Namen der Gattung oder einer ganz anderen Gattung der Ursachlichkeit zu verwenden, wie der H. V. es gethan hat. Genauer besehen, sagt der H. V. mit den Worten, der Wille, d. h. also das Streben nach Erkenntniss, sei Ursache des Erkennens nur dies: damit eine Erkenntniss im Menschen entstehe, muss es in ihm eine Erkenntnisskraft geben. Dieser Satz ist zwar wahr, liefert aber keine Aufklärung weder über den Unterschied dieser Kraft und ihrer Wirkung, noch über den be-

stimmten Inhalt dieser Kraft und die Art ihres Wirkens. Ferner kann dem H. V. nicht beigestimmt werden, dass schon das Streben nach Erkenntniss Erkenntnisse erzeuge, vielmehr muss erst irgend ein Erkennen schon da sein, damit ein Streben nach Erkenntniss denkbar sei, und dies letztere ist also genau genommen nur ein Streben nach noch mehr Erkenntniss, als man schon hat. Wäre der Mensch im ersten Augenblicke seines Daseins nichts mehr, als ein völlig verworrenes Vorstellen, so würde er auch dieses bleiben, weil er nichts anderes kennte und ihm jeder Anlass sich zu verändern fehlte. Aber der Mensch hat ja nach dem H. V. ausserdem noch das Streben nach Erkenntniss. Was ist jedoch dieses letztere anderes als die Anforderung des Menschen an sich selbst: „Ich sollte doch statt meines verworrenen Vorstellens deutliches haben.“ Dieser Satz setzt aber voraus, dass der Mensch einen Begriff vom deutlichen Vorstellen hat, und dass er, da letzteres als eine blosse Eigenschaft nicht selbstständig vorstellbar ist, vielmehr nur zusammen mit einem Ganzen, einer Substanz, einem Ich vorgestellt werden kann, bereits den Satz gedacht hat: „Ich bin (enthalte) deutliches Vorstellen.“ Auch den folgenden Satz: „Verworrenes Vorstellen und deutliches sind verschieden“, muss der Mensch schon im ersten Augenblicke seines Daseins gedacht haben. Der Mensch muss ursprünglich einen Begriff davon gehabt haben, was Erkennen ist, um nach dem letzteren zu streben und ein solcher Begriff ist eine Erkenntniss, ein unmittelbares, unbeweisbares, eines Beweises nicht bedürftiges Wissen; man muss das Ziel schon schauen, nach welchem man streben soll. Natürlich werden die erwähnten angeborenen Sätze ursprünglich, im ersten Augenblicke des Daseins des Menschen ohne Worte gedacht. Dass dies möglich sei, wird weiter unten gezeigt werden. Nicht der Wille, eine vermeintliche blosse Erkenntnisskraft, d. h. ein unbekanntes Etwas, wobei man sich nichts vorstellen würde, ist Ursache der Erkenntniss, sondern eine vorhandene Erkenntniss ist Ursache neuer Erkenntnisse.

Zweitens hat der H. V. als Merkmal der Erkenntniss aufgestellt, sie sei ein imaginirtes Bild, welches im symbolischen Wort ausgesprochen wird. Also Jemand, welcher eine gleichzeitige, in einer Handlung geschehende, deutliche und vollständige Vorstellung von etwas hat, erkennt dies letztere nach dem H. V. noch nicht, sondern erst dann, wenn er diese Vorstellung in einer Sprache ausgesprochen hat. Dem kann nicht beigestimmt werden, indess soll der Versuch des Nachweises, dass man auch ohne Worte erkennen kann, erst an einer späteren Stelle dieser Entgegnung vorgebracht werden. Zum Schlusse dieser Ausführung möchte ich, Leibniz und Lotze folgend, nachstehende Bestimmung des Erkenntnissbegriffes aufstellen: Erkennen ist deutliches Vorstellen, verbunden mit dem Vorstellen des Verknüpftseins oder Nicht-Verknüpftseins einer jeden Vorstellung mit einer jeden anderen, beziehentlich

der in einem bestimmten Falle in Betracht kommenden Vorstellungen. Eine Begriffsbestimmung der Sprache hat der H. V. nicht eigentlich gegeben. In der letzteren ist aber zweierlei wesentlich, erstens die einzelnen Wörter als Zeichen von Begriffen, zweitens die gesetzmässige Verbindung der Wörter. Auf den möglichen Fall, dass ein einziges Zeichen bereits einen oder mehrere Sätze bedeutet, will ich hier nicht näher eingehen. Unsere Sprache ist nun zunächst Lautsprache, d. h. die Zeichen der Begriffe sind aus dem Gebiete der Gehörempfindungen entnommen. Sie könnten indessen ebensogut aus dem Gebiete aller anderen Empfindungen entlehnt sein und werden. Man könnte z. B. übereinkommen, ein einmaliger Druck (eine Tastempfindung) bedeute, man solle eintreten, ein zweimaliger, man solle draussen bleiben. Unsere Sprache besteht, wenn niedergeschrieben, zum grössten Theile zunächst in sichtbaren Zeichen für unsere Lautsprache. Die Ziffern sind indessen unmittelbar Zeichen für Vorstellungen, nicht sichtbare Zeichen für hörbare Zeichen. Auch die Signale (Zeichen) der Seeschiffer sind allen Völkern gemeinsam und unmittelbar sichtbare Zeichen für Begriffe. Blinde lesen eine erhabene Schrift durch Tasten mit den Fingerspitzen.

Nimmt man nun ein Zeichen für einen Begriff, also ein Wort für sich allein und sucht aus dem Zeichen auf den Begriff zu schliessen, so ist dies unmöglich. Aus dem Wort Magnetismus, aus diesen Lauten, diesen Schriftzeichen, kann man über den Inhalt und die Bildung des Begriffs Magnetismus keine Schlüsse ziehen. Das zweite Wesentliche in der Sprache war die gesetzmässige Verbindung der Wörter. Diese ist in allen Sprachen dieselbe. Während nun für denselben Begriff unzählige Wörter, unzählige Zeichen aus den verschiedensten Empfindungsgebieten und aus einem solchen denkbar sind, ist nur eine einzige Verbindung der Begriffe, also der Wörter möglich, welche Verbindung dieselbe in allen Sprachen ist, d. h. genau derselben Verknüpfung der Begriffe entspricht dieselbe Ordnung der Wörter in allen Sprachen. Es ergiebt sich hieraus unmittelbar, dass aus der Verbindung der Wörter in der Sprache auf die Verbindung der Vorstellungen, auf die Gesetze des Denkens, namentlich der formalen Logik geschlossen werden kann. Allerdings ist auch für die Logik der Sprache nur eine Quelle zweiter Hand und weniger vorzüglich, als wenn man sich unmittelbar an das Denken selbst, an das Denken ohne Worte, an das Denken abgesehen von den Worten wendet.

Man muss dem H. V. darin beipflichten, dass die Sprache aus Mittheilungsbedürfniss entstanden sei (S. 271). Hieraus ist übrigens zu schliessen, dass, da man nicht ein Mittheilungsbedürfniss besitzen kann, wenn man nicht Erkenntnisse hat, welche man mittheilen möchte, dass die Erkenntnisse eher sind als die Sprache, und dass man also ohne Worte denken kann. Dagegen hat der H. V. einen anderen selbstständigen Erzeugungsgrund der Sprache

gar nicht berührt, dass sie nämlich dazu dient, die Begriffe einmal leichter, namentlich im Gebrauche schneller zu unterscheiden, sodann sie besser zu erinnern. Wie sollte man, wenn man mit einer sehr grossen Anzahl von Menschen zu thun hat, dieselben mit Schnelligkeit unterscheiden, ausser wenn man einem jeden einen besonderen Namen beigelegt hat? Ohne Unterstützung der Erinnerung durch schriftliche Aufzeichnung, wodurch Beobachtungen vieler Ereignisse und zu verschiedenen Zeiten genau festgelegt werden, würde uns Menschen die Betreibung der Wissenschaften sehr erschwert sein, so dass mindestens die Schrift ein so vorzügliches Hilfsmittel ist, dass es sehr thöricht wäre, sich desselben zu entschlagen. Dächte man sich ein menschenähnliches Wesen, welches einsam auf der Erde lebte, und mit Unsterblichkeit auch des Körpers begabt wäre, so würde auch dieses Stern- und Pflanzenkunde treiben. Es müsste aber die Sternbilder mit Namen versehen, um mit Leichtigkeit unterscheiden zu können, wo am Himmel eine Sternschnuppe zu fallen angefangen hätte, es müsste sich seine Wahrnehmungen über die Bewegungen der Himmelskörper aufzeichnen, um jene nicht zu vergessen und um sie unter einander vergleichen zu können, alles dies obwohl das einsame menschenähnliche Wesen, wie ich angenommen haben will, kein Bedürfniss hätte, seine Gedanken anderen Personen mitzutheilen. Es ergibt sich also, dass die Sprache auch die leichtere Unterscheidung und bessere Erinnerung der Begriffe bezweckt, und dass dieser Zweck ein selbstständiger Erzeugungsgrund der Sprache ist.

Nachdem wir nun die Begriffe Erkennen und Sprache näher bestimmt haben, wird es an der Zeit sein, die Bedeutung dieser für jenes ins Auge zu fassen. Der H. V. hat nun erklärt: Der Wille (dies bedeutet beim H. V. Streben nach Erkenntniss) erzeuge die Sprache, die Sprache erzeuge die Erkenntniss. Der H. V. hat S. 269 wörtlich gesagt: Alles theoretische Erkennen vollzieht sich mittels der Sprache, und wie der Wille mittels der Sprache das Erkennen produzirt hat u. s. w. Sprache ist das unmittelbare Produkt, welches der Wille hervorbringt, um sich als Vorstellung zu äussern. S. 274 nicht wörtlich: Der Wille schafft die Sprache; S. 271 wörtlich: Die Wissenschaft wurzelt in der Sprache. Die letztere ist Hauptschlüssel auch für die Grundwissenschaft vom Daseinsproblem; S. 276 wörtlich: Aus dieser Bedingtheit alles philosophischen Urtheilens durch die Sprache und der Sprache durch den Willen folgt u. s. w., Anführungen, welche ich noch häufen könnte. Zunächst ist es unerfindlich, warum das Streben nach Erkenntniss nicht unmittelbar die Erkenntniss erzeugt, und warum es nöthig ist die Sprache einzuschieben. Der H. V. hat seine Behauptung, dass es uns wesentlich sei in Worten zu denken, ganz und gar nicht bewiesen. Dass die Sprache, das Denken in Worten, ein wichtiges Hilfsmittel sei, soll von mir nicht bestritten werden.

Im Uebrigen möge zur Widerlegung der Ansichten des H. V. Folgendes dienen. Dasselbe wird, falls ich den H. V. missverstanden haben sollte, und es gar nicht dessen Meinung ist, dass ein Erkennen nur vorliege, wenn die Vorstellungen in Worten ausgedrückt, d. h. mindestens in Worten gedacht sind, wenigstens darthun, dass der H. V. den Einfluss der Sprache auf die Erkenntniss überschätzt, und wenigstens die Grenzen dieses Einflusses schärfer hervorheben. — Erst wird eine Entdeckung oder Erfindung gemacht, und dann giebt man ihr einen Namen. Ist ein neuer Mensch geboren, so dauert es meistens einige Zeit, ehe er einen Namen empfängt. Seine Umgebung hat ihn aber in der Zwischenzeit vorgestellt, an ihn gedacht, sich von ihm einen Einzelbegriff gemacht. Die Thiere, obwohl der Sprache entbehrend, denken und erkennen. Die Katze unterscheidet die Milch und nähert sich ihr, während sie vor einem sich bewegenden Hunde flieht. Da nun der Mensch als höhere Bildungsstufe die niedere, die Thierheit, in sich schliesst, so kann auch er ohne Worte denken und erkennen. Denkt man sich Gott, so hat dieser ein so deutliches Vorstellen ohne Vergessen, dass er gar keiner Sprache bedarf. Geht man auf der Strasse, so weicht man einem Begegnenden aus, hat also ihn erkannt, seine möglichen Wirkungen auf uns erkannt, ohne all dieses in Worten zu denken (oder zu äussern). Es könnte Jemand einwenden, man weiche unwillkürlich aus. Das ist aber falsch, da ein sehr Betrunkener nicht ausweicht. Ueberhaupt erfordert das Gehen in einer belebten Strasse ein sehr mannigfaltiges Erkennen und Denken, welches selten in Worten geschieht. Dies wird klar, wenn man darauf achtet, dass man im Gehen häufig eine Unterhaltung mit einer anderen Person führt oder auch für sich irgend etwas überlegt. Wäre der Einfluss der Sprache auf die Erkenntniss so gross, als der H. V. meint, so müssten ein Russe, ein Engländer, ein Deutscher, auch wenn jeder dieselben Studien (aber jeder in seiner Sprache) gemacht hätte, zu verschiedenen Erkenntnissen kommen, und ebenso dieselbe Person, je nachdem sie deutsch, französisch oder lateinisch dächte oder schriebe. Beides ist aber nicht anzunehmen und Leibniz beweist in letzterer Beziehung das Gegentheil. Für jede gewordene Erkenntniss ist von ebenso alleiniger als umfassender Bedeutung die ihr vorausgehende Erkenntnissmasse, ob die letztere ohne Worte gedacht, oder in welcher Sprache gedacht und ausgedrückt war, ist höchst gleichgültig. Man nehme den Fall, Jemand studire den Aristoteles in der Ursprache, und gelange dadurch auf eine bestimmte Bildungsstufe, welches die neue Erkenntniss ist. Jetzt denke man sich, derselbe Jemand habe den Aristoteles nur in einer vorzüglichen deutschen Uebersetzung, in welcher jedes Wort des Aristoteles verdeutscht wäre, studirt: glaubt man, dass die von ihm erreichte Bildungsstufe nun erheblich anders wäre, als im ersten Falle?

Man nehme ferner das Wort Substanz, welches das darunter Stehende bedeutet. Substanz sind 8 Laute in gewisser Aufeinanderfolge. Bringt nun mein Vorstellen des ersten S in diesen 8 Lauten die Vorstellung des U oder des Z hervor oder umgekehrt, oder die Ordnung in der Aufeinanderfolge der 8 Laute? Woher stammt denn überhaupt das Zusammen dieser acht Laute? Aus ihnen selbst nicht. Wäre nicht erst die Einheit des Begriffes, wäre also dieser nicht Ursache des Wortes, so wäre es nie zur Einheit dieser acht Laute, so wäre es nie zum Worte gekommen.

Man nehme den Satz: „Der Baum ist grün.“ Erzeugt die Vorstellung der 3 Laute D, E und R die Vorstellung die 3 Laute I, S und T? Ferner wo ist denn in den 4 Wörtern „der Baum ist grün“, diese Wörter als Zeichen ohne Bedeutung genommen, der Grund ihrer Ordnung? Nach den Wörtern, d. h. den blossen Zeichen, könnte es auch heissen: „Ist Baum der grün.“ Ueberhaupt liegt in keinem dieser Wörter, als Zeichen, ein Grund, mit dem andern zusammenzusein und den betreffenden Satz zu bilden. Gäbe es also nicht in den Vorstellungen und Begriffen innere Gründe der Art ihrer Verbindung, alsdann würde es in den Wörtern nie eine Ordnung geben, d. h. es würde keine Sprache existiren. Wir sehen also, die Begriffe sind Ursache der Wörter (als Zeichen), die innere Verbindung der Begriffe Ursache der Ordnung dieser Zeichen, also das Erkennen ist Ursache der Sprache, nicht umgekehrt.

Man nehme ferner das Wort Baum als Zeichen. Dasselbe enthält drei Laute, welche sich vortrefflich unterscheiden lassen — obwohl sie nicht unbedingt einfacher, unauflöslicher Natur, sondern auch noch verworrene Vorstellungen sind. Jetzt presse man diese 3 Laute, so viel als man will, man kommt nicht weiter. Hätte aber jemand eine deutliche vollständige Vorstellung des Dinges, oder der Dinge, oder des Etwas, was man mit Baum, mit jenen 3 Lauten bezeichnet, so würde seine Vorstellung des Baumes in ihm die Vorstellung der Frucht erzeugen, auch wenn die Erfahrung ihm einen solchen Vorgang nie gezeigt hätte. (Wie die Vorstellung des Verbrechens die der Strafe erzeugt, andernfalls hier sogar nicht einmal die Erfahrung eine Strafe zeigen würde. Denn erst muss irgend jemand die Einrichtung der Strafe erfunden haben, d. h. die Vorstellung des Verbrechens muss in ihm die der Strafe erzeugt haben, ehe ich erfahren kann, dass Jemand bestraft worden ist.)

Das Vorstellen aber des Vorganges, wie eine gewisse Vorstellung (welche oft mit Baum bezeichnet wird) eine andere erzeugt — welche man oft mit Frucht bezeichnet, d. h. das Vorstellen des Verknüpftseins dieser Vorstellungen als der Ursache mit der Wirkung, ist eben ein Erkennen. — Man sieht auch aus diesen Beispielen, dass die Sprache einen selbstständigen Einfluss auf das Erkennen nicht hat, sondern nur die Bedeutung eines allerdings sehr wichtigen Hilfsmittels beanspruchen kann, und dass das Er-

kennen, auch das menschliche, wesentlich von der Sprache unabhängig ist. Hiermit schliesse ich meine Entgegnung.

Der Herr Vortragende erwiderte:

Die Einwürfe des Herrn Vorredners bin ich schwer im Stande im Einzelnen zu widerlegen, weil die Grundlage, von welcher aus sie erhoben werden, und die Methode, mit welcher sie durchgeführt werden, für mich fast unannehmbar sind. Der H. V. opponirt nicht gegen das von mir Gesagte im Zusammenhange seiner Faktoren, sondern gegen ein übertriebenes und karikirtes Auffassungsbild einzelner von mir im Zusammenhange anders gemeinter Sätze. Ich gebe zu, dass ich durch absichtliche Verschärfung meiner Thesen Veranlassung gegeben habe zu solcher Auffassung; allein ich setzte voraus, dass rednerische Einkleidung und materielle Gedankenentwickelung unterschieden werden würden.

Der sachgemässe Kern der Ausführungen des H. V. läuft auf die Behauptung hinaus: Nicht die Form der Sprache bedingt den Inhalt des Denkens, sondern das Denken als das prius bedient sich theilweise der Sprache als eines Organs zur Mittheilung. — Beiläufig erwähne ich, dass mir das Mittheilungsbedürfniss nicht, wie der H. V. mir imputirt, als das einzige Motiv für Entstehung der Sprache erscheint, sondern dass als mindestens ebenso wirksam das spontane Äusserungsbedürfniss zu gelten hat. — Aber ich halte die Behauptung aufrecht, dass in jedem Falle erst in und mit den Sprachversuchen das Licht des selbständigen Gedankens aufleuchtet und dass erst proportional der Sprachausbildung ein wissenschaftliches Erkennen ermöglicht wird.

Gerade die Einwendungen des H. V. werden, sorgfältig geprüft, diesen Satz unterstützen. So seine Schlussfolgerung: Die Thiere (d. h. einige Thiere) denken und erkennen ohne Sprache; das Thierwesen ist im Menschenwesen enthalten; ergo denkt auch der Mensch ohne Sprache. — Dieser Schluss, nach der formallogischen Methode des H. V. urgirt, würde etwa dem gleichen: Einige Thiergattungen erhalten sich ohne Pflege der Jungen, das Thierwesen ist in der Menschengattung enthalten; ergo vermag die Menschengattung sich ohne Pflege der Jungen zu erhalten. Indessen zugegeben, der obige Schluss wäre richtig, so räume ich bereitwillig sogar das Wichtigere ein, — was zu erwähnen überhaupt näher lag, — dass die taubstummen Menschen denken lernen ohne in hörbaren Lauten sprechen zu lernen, — dass der sprechende Papagei nicht das klügste, der stumme Elephant nicht das mindestdenkende Thier ist, dass die viel und gewandt redenden Menschen nicht immer über das reichste Gehirnleben verfügen, dass vielmehr nicht wenige der tiefen, echten und ernsten Denker, ein Moses, ein Hegel an schwerer Zunge und ungewandter Ausdrucksweise laborirten, dass der grosse Schlachtendenker der Gegenwart

in vielen Sprachen schweigt. Allein um trotzdem meine These zu rechtfertigen, dazu bedarf es nicht einer Definition des Begriffes Sprache, wie der H. V. verlangt; ich leugne, dass bekannte Dinge erst durch Definitionen verdeutlicht werden; diese Definition, wohl angebracht im Verkehr mit Kindern, im Gebrauch der Dolmetscher, im propädeutischen Unterricht, — schadet durch ihre willkürlichen Einschränkungen einer philosophischen Untersuchung, die von reifen Männern geführt wird. — Vielmehr genügt es im vorliegenden Falle, darauf hinzuweisen, dass Alles, wodurch das stumme, wahrnehmende oder anschauende Vorstellen zum bewussten, wissenschaffenden Vorstellen wird, sich im Element der sprechen-wollenden Vernunftthätigkeit bewegt, d. h. im Element des ausgesprochenen oder unausgesprochenen — dann aber aussprechbaren — Begriffsbildes, des λόγος ἐνδιάθετος oder des λόγος προφορικός, und dass der Sprachgebrauch nicht bloss des Philo, des Johannes Scotus Erigena, des Meister Eckart den Begriff eines „ungewortet Wort" begünstigt, sondern dass gerade die volksthümliche Ausdrucksweise den zum klaren Begriff sich durchringenden unklaren Gedanken nicht besser zu bezeichnen weiss als durch Wendungen wie diese: „es schwebt mir auf der Zunge". Will man indessen diese Ausdehnung des Begriffes Sprache missbilligen, nun wohl, um Worte streite ich nicht. Der Sache, welche ich vertrete, ist Genüge geschehen, sobald anerkannt wird 1. dass nach dem Sprachgebrauch jene weitere Fassung des Begriffes Sprache überhaupt möglich ist; 2. dass die innere Sprachform, welche jedem Denken innewohnt, und welche in der eigenthümlichen Art und Weise der Kombination, Unterscheidung und Übertragung von anschaulichen Vorstellungsbildern besteht, zur wissenden Erkenntniss genau in dem Grade fortschreitet, in welchem die Mitwirkung der sprechenwollenden Gehirnthätigkeit einsetzt, — gleichviel ob das lautbare Sprechen wirklich zu Stande kommt oder nicht. In dieser Betrachtung des Verhältnisses zwischen Denken und Sprechen sehe ich die reife Frucht der bisherigen sprachwissenschaftlichen Forschung; — ich verweise auf Humboldt, Pott, Steinthal, K. E. A. Schmidt, Kuhn, Schwartz, Lazarus, Noiré, Max Müller, G. Gerber. Das Ergebniss im Einzelnen zu beweisen, dazu ist hier nicht der Ort; die Einwürfe des H. V. richten sich nicht gegen diese Meinung, sondern gegen eine karrikirende Übertreibung derselben.

Zugleich fallen mit dieser Richtigstellung der Kontroverse die übrigen Einwendungen des H. V. hin. Dass aus dem gehörten Wort „Baum" kein der deutschen Sprache Unkundiger einen Begriff von der Gattung der arbores bilden wird, — dass ein gut übersetztes Buch ceteris paribus im Wesentlichen dieselben Vorstellungsreihen hervorrufen wird, ob es nun von einem Deutschen in deutscher, von einem Russen in russischer oder von einem Engländer in englischer Sprache gelesen wird, — dass man selbst den Ari-

stoteles bis zu einem gewissen Grade nicht bloss in's Deutsche, sondern vielleicht auch in's Hebräische übertragen kann, ist selbstverständlich. Aber freilich auch hier nur „im Wesentlichen", bis „zu einem gewissen Grade", — nur proportional der Höhenlage, bis zu welcher die Spracheinheit des beiderseitigen Volksthums reicht, — nur insoweit als die Ausdrucksfähigkeit beider Völker homolog ist. Die feineren Nuancen der griechischen Sprache, die Partikeln, die Modalitäten des Zeitworts, der Reichthum synonymer Begriffe (z. B. für das Wort „Zufall") — sind allerdings unübertragbar. Der H. V. beruft sich auf Leibnitz; aber gerade Leibnitz ist einer der ersten, welche die Abhängigkeit alles Denkens von der Sprache zu ahnen begannen (Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben. Herausgegeben von Grotefend, Hannover 1846). Ich gestehe, dass mir für jene Einsicht die genaue Kenntniss einer semitischen Sprache von unersetzlicher — die sorgfältigste Vergleichung indogermanischer Sprachen weit überragender — Bedeutung geworden ist. Andererseits, wer in mehreren modernen Sprachen mit gleicher Sicherheit und Klarheit zu denken gelernt hat, der erwarb für sein persönliches Geistesleben einen Werthzuwachs, ein Kapital an philosophischem Ideengehalt, dessen Ausnutzung freilich von seiner sonstigen Beanlagung abhängen wird, dessen objektive Fruchtbarkeit aber durch nichts anderes ersetzt werden kann. — Nun wohl, das Mass des Übertragbaren in der Sprache entspricht genau dem Mass der gedanklichen Verständigungsmöglichkeit zwischen den betreffenden Völkern. Das Mass des gedanklich Unübertragbaren hingegen entspricht genau der Schranke sprachlicher Übertragungsmöglichkeit.

Ich glaube hoffen zu dürfen, dass der H. V. in dieser Zuschärfung des Problems eine Basis fernerer Verständigung anerkennen wird. — Ich kann mir indessen in Bezug auf die Methode der Opposition des H. V. die Bemerkung nicht versagen, dass ich durch dieselbe an jene in der Geschichte der Philosophie nicht seltene Beweisführung erinnert worden bin, mit der man in krasser Gegenüberstellung von zwei gleich sehr einseitigen Auffassungen die Niederlage sei es einer derselben sei es einer dritten erzwingen wollte. So Epikur's Äusserung über den Tod (Ist der Tod, so bin ich nicht; bin ich, so ist der Tod nicht); so David Strauss's Kritik an Schopenhauer (Ist die Welt schlecht, so auch dein Denken; folglich ist der Gedanke falsch, dass die Welt schlecht); so Schleiermacher's Kritik der Sünde und der Erwählungslehre (Ist die Sünde real, so ist sie von Gott gesetzt; soweit sie nicht von Gott gesetzt, kann sie nicht wirklich sein. „Hat Gott nicht alles vorherversehen, so kann er nichts vorherversehen haben".)

Zum Schluss möchte ich dem vom H. V. zuerst ins Feld geführten Einwurf, den Gegensatz zwischen Erkennen und Wollen

betreffend, entgegenhalten, dass doch die erkennende Funktion ebenso sehr auf dem Wollen wie auf der Sensibilität beruht, und dass dasselbe Centrum motorischer Nerventhätigkeit, welches das Sprechen ermöglicht, andererseits auch für das aktuelle Denken in Kraft tritt. Damit ist noch nicht gesagt, dass ich den Hauptvertretern der extremeren Ansicht beistimme, nach welcher das Wollen überhaupt nur ein Modus des Denkens sei, nämlich Spinoza, Destutt de Tracy, Schleiermacher und Hegel. —

Darauf erhielt Herr Lasson das Wort. Er führte Folgendes aus:

Der Herr Vortragende geht von der richtigen Bemerkung aus, dass die Sprache in den exacten Wissenschaften und in der Mathematik eine andere Rolle spielt als in der Philosophie. In der That dient die Sprache in jenen Wissenschaften überwiegend als formelhaftes Zeichen, und wo man statt ihrer die Formel selber eintreten lassen kann, da ist es ein Vorteil für die Sache. Die Philosophie steht dem Geiste der Volkssprache näher. Die Worte üben hier zugleich eine Macht über das Gemüt; die tausend Nebenbeziehungen, die nach Etymologie, Sprachgebrauch, Bildlichkeit, Analogie des Ausdrucks mit anklingen, treten in Wirksamkeit. Für das Verständnis des Abstractesten ist die Anschaulichkeit des Ausdrucks eine Hilfe, und die Phantasie übt ihre Zaubermacht, um vom Verstande des Redenden zu dem Verstande des Hörenden die Brücke zu schlagen. Was der sprachbildende Geist der Menschheit, des Volkes unmittelbar erfasst und in dem Bau der Sprache verkörpert hat, die eigene innere Vernunft der Objekte wie des denkenden Geistes, das erzeugt sich auf vermittelte Weise wieder in dem zergliedernden, discursiven Nachdenken des Philosophen, und sein Ausdruck wendet sich an das durch den Sprachgeist vorgebildete Bewusstsein, um es zur Vollziehung der gleichen Denkprocesse anzuregen, die er selber vollzogen hat. Nichts desto weniger glaube ich, dass der Vortragende die Bedeutung der Sprache und Sprachwissenschaft für die Lösung der philosophischen Probleme überschätzt hat.

Es geht viel zu weit, wenn der Vortragende sagt, die Sprache sei allein der adäquate Vernunftausdruck. Allein kann sie es nicht sein, denn es giebt ausser der Sprache noch andere Vernunftbethätigungen; adäquat kann sie nicht sein, denn es giebt eine Mehrheit von Sprachen, die nicht bloss oberflächlich, sondern in Grund und Wesen verschieden sind; die Vernunft ist aber nur eine. Welche von den verschiedenen Sprachen ist da die adäquate? Wenn keine einzelne es ist, so kann es noch weniger die Gesamtheit aller sein; denn diese ist ein Unbestimmtes, Fliessendes, niemals zu Greifendes. Der Philosoph bleibt wesentlich an seine Muttersprache gebunden, die nur ein einzelner, mehr oder minder

gelungener Versuch der Verleiblichung des vernünftigen Denkens in einem System hörbarer Zeichen ist. Er kann sein Sprachgefühl und Sprachbewusstsein schärfen und erweitern, indem er den Genius verschiedener Sprachen auf sich wirken lässt; aber im ganzen wird er in seinen Gedankenprocessen die Wege gehen müssen, die der specifische Bau seiner Muttersprache gangbar macht. Darin liegt denn ein Teil der individuellen Beschränktheit, die allem realen Denken eines menschlichen Subjekts anhaftet. Wirkliche Philosophie als System von Gedanken ist deshalb nur möglich bei Völkern des höchstgebildeten Sprachbaus, nicht bei Mongolen oder Semiten. Aber auch bei jenen Völkern ist der Gang der Philosophie der, sich denkend mit Hilfe der Sprache von dem Zwange der Sprache fortschreitend zu befreien, und wenn die Orientierung für den gemeinsamen Verstand zwischen Redner und Zuhörer nur durch das Medium der Volkssprache mit ihrer Bildlichkeit, Anschaulichkeit und Vorstellungsverflechtung gelingen kann, so hat doch auch die Philosophie als Wissenschaft den Zug, gerade für das Wesentlichste in ihr auf das Wort mit möglichst formelhafter Dürre und Eindeutigkeit, auf das blosse Zeichen zurückzugreifen in einer zweckmässig ad hoc durchgebildeten Terminologie, die dem allgemein gangbaren Elemente der Volkssprache fremdartig gegenübersteht, ähnlich wie es in der Mathematik, nur noch viel ausgeprägter, der Fall ist. Auch hier gilt das Wort: La science n'est qu'une langue bien faite, und die eigentliche Wissenschaft ist nicht mehr für das allgemeine Verständnis, sondern nur noch für das Verständnis besonders Befähigter und Vorgebildeter.

Sehr fremdartig berührt mich die Hereinziehung des Willens, wenn von Sprache und Wissenschaft die Rede ist. Das ist ja keine Frage, dass nicht denkt, wer nicht denken will; auch das ist ganz richtig, dass Sprachschöpfung als Thätigkeit nicht ohne Willen vollzogen werden konnte. Aber deshalb ist man doch nicht berechtigt zu sagen: Die Sprache sei die denkende Vernunft als Wille, das unmittelbare Product des Willens, der sich als Vorstellung äussere, oder der Wille habe vermittelst der Sprache das Erkennen produciert. Man darf nur sagen: die Sprache sei der durch organisierenden Trieb vermittelte Ausdruck der denkenden Vernunft, das unmittelbare Product des Denkens, dem die schöpferische Thätigkeit des Triebes zu Hilfe gekommen ist. Von der Einwirkung der Sprache auf die Schädelbildung sehe ich lieber ab. Der Gegenstand ist mir zu problematisch. Es ist auch wohl mehr ein Tribut, der der herrschenden Mode gezollt wird, wenn der Vortragende den Hypoglossus, Glosso-pharyngeus und Facialis wenigstens einmal auf die Bühne bringt. Für die Einsicht in die Sache trägt das nichts bei; es genügt zu wissen, dass überhaupt der leibliche Organismus und das System der Reflexbahnen für die Realisation einer Lautsprache die Voraussetzung bildet. Gemacht haben

sie es sicher nicht. Auch ob der Menschheitstypus sich gerade aus dem Affentier oder sonst einem Bestialischen herausgebildet hat, ist mir zweifelhaft. Zuzugeben ist, dass nicht der Mensch die Sprache, sondern die Sprache den Menschen gemacht hat. Dagegen scheint es mir ein schwerer und verhängnisvoller Irrtum, die Sprache aus dem Bedürfnis der Mitteilung abzuleiten. Blosses Mittel für die Befriedigung eines Bedürfnisses wie ein gemeines Werkzeug ist die Sprache nicht, noch ist sie aus solchem äusseren Anlass entstanden und erst später zu ihrem idealen Gehalte, Verleiblichung des denkenden Geistes zu sein, herangewachsen. Der Mensch spricht und hat immer gesprochen, wie der Baum blüht und der Vogel singt, nur dass bei dem mit Verstand begabten Wesen das Unmittelbare und Natürliche zugleich Moment des Bewusstseins und der Reflexion wird. Der Mensch spricht nicht, weil er dies oder jenes will; sondern er spricht von Natur, und diese seine Natur, das sprechende Wesen zu sein, wird dann durch seine Reflexion und seinen Willen bekräftigt und fortgebildet.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, wenn das heissen soll nach der einmaligen oder mehrmaligen zeitlichen, geschichtlichen Entstehung der Sprache, scheint mir deshalb ganz ebenso müssig wie die nach dem Ursprunge der Religion, des Rechtes, der Sitte. Alles dies ist eben nie entstanden, und diese Einsicht scheint mir die Vorbedingung für das Verständnis der Sache. Gefragt kann immer nur werden: welches ideale Moment des Geistes hat in jedem dieser Gebilde seinen Ausdruck gefunden; es ist ein überzeitliches, ein ewiges Finden, von dem in diesem Zusammenhange allein die Rede sein kann. Darum kann auch die Erkenntniswissenschaft kaum eine Bereicherung von der Sprachwissenschaft erwarten, aber wohl umgekehrt diese von jener. Der Vortragende spricht fortwährend so, als ob es nur eine Sprache gebe, von der man die Entwicklung einheitlich verfolgen und darstellen könne. Thatsächlich giebt es sehr viele Sprachen mit sehr verschiedenartiger Entwicklung, die allen Zufälligkeiten des geschichtlichen Processes unterliegt, und diese Zufälligkeiten haben nur eine sehr entfernte Bedeutung für die Philosophie. Gerade das, was allein für die Philosophie Interesse hätte, nämlich wie dem Menschen die Grundkategorieen des Denkens in instinctivem, ahnendem Bewusstsein aufgegangen sind, die sie dann befähigte, eben diesen Kategorieen in dem Baue ihrer Sprache einen Ausdruck zu geben, gerade dies entzieht sich aller Sprachwissenschaft und aller geschichtlichen Erforschung. Kann darüber etwas gewusst werden, so müsste solches Wissen vielmehr von der Erkenntniswissenschaft erzeugt und der Sprachwissenschaft überliefert werden, nicht umgekehrt.

Ich will ein Beispiel anführen. Gelänge es Karl Abel, nachzuweisen, dass in der arischen Ursprache derselbe Laut das

Entgegengesetzte, gut und schlecht, fallen und steigen, bezeichnet hat und dass man jedes nur sagen konnte, indem man den Gegensatz mitdachte, so würde ich darin zunächst nur eine historisch interessante Eigentümlichkeit z. B. der ägyptischen Sprache finden. Würde dasselbe von vielen anderen Sprachen auch erwiesen, so würde eine psychologische Neigung grosser Teile des menschlichen Geschlechts darin zum Vorschein kommen. Dass ich aber den Gedanken vom „Gegensinn der Urworte“ gar nicht für übel oder unmöglich halte, das liegt in meiner Auffassung von dem Verhältnis von Position und Negation begründet, und diese Auffassung ist unabhängig von der Sprache, ja im Gegensatze zu ihr gewonnen. Denn die Redeweise in allen Cultursprachen verdeckt dieses Verhältnis und hindert so die Wahrheit zu erkennen. So, meine ich, wird die Sprachwissenschaft mindestens für ihre Problemstellung vielfach auf die Erkenntnistheorie angewiesen sein, während das Umgekehrte nie stattfinden kann, weil die sprachliche Erscheinung zunächst immer nur eine geschichtliche Einzelheit des Sprachgeistes, nicht ein Gesetz des Denkens bedeutet.

Mit seiner Hereinziehung des Willens in die Lehre vom Erkennen scheint mir der Vortragende viel mehr zu verderben als er irgend ahnt. Er muss mir den Ausdruck nicht übel nehmen: aber die philosophische Erkenntnistheorie als die Culmination der praktischen Lebenskunst, als das Streben nach Bannung der logischen Unlust anzusehen, das hat doch etwas entschieden Banausisches. Gewiss, was wir thun oder treiben, das thun und treiben wir um irgend einer inneren Befriedigung willen, um Lust zu gewinnen, Unlust zu verscheuchen, und es giebt auch eine Lust des Erkennens und eine Unlust des Nicht-Erkennens. Aber das bezeichnet doch nur die subjectiven Motive, aus denen das Subject thätig wird, und hat mit der Sache selber gar nichts zu thun. Es giebt Leute, die den Staatsdienst betreiben, um die Lust an Titeln zu befriedigen und die Unlust der Ordenslosigkeit zu bannen. Das charakterisiert aber doch nicht den Staatsdienst, sondern höchstens die Leute, die ihn betreiben. Solches Praktische, Lusterzeugende an der Sache hervorzuheben, ist allein schon völlig ausreichend, um sie ihres idealen Wertes zu entkleiden, sie geradezu in den Staub herabzuziehen. Mindestens das Erkennen hatte doch bisher in der Ansicht der Edlen und Vornehmen seinen Zweck, seinen Wert, seine Bedeutung in sich selbst; sollen gerade wir Philosophen einer vulgären Denkweise darin nachgeben oder vorangehen, dass wir auch in das Ideal des Erkennens die creatürliche Selbstbehauptung des Individuums als den „Willen zum Leben“ hineintragen?

Ich kann nach alledem von der Fructificierung der Sprachwissenschaft, auch der vergleichenden, kein besonderes Heil für die Philosophie und insbesondere keines für die Erkenntnistheorie erhoffen. Im Gegenteil, alles Sprachliche ist mit Zufälligkeiten

physiologischer, psychologischer, historischer Bedingungen, mit ästhetischen Rücksichten, anomalen Störungen des gesunden Gedankenganges und Bildungstriebes, mit ungezügelter Phantastik, ungesiebter und ungeläuterter Vorstellung, ungeschickter und widernatürlicher Bildlichkeit, mit Convention und Willkür so schwer belastet, dass es ohne das Hilfsmittel einer gesunden Erkenntnistheorie ganz unmöglich wird, aus diesem Wust, den Ablagerungen der Jahrtausende, den Kern und das Wesen herauszuschälen. Die Betonung des specifisch Sprachlichen gegenüber dem strengen Gedanken muss notwendig zu Rhetorik und Phraseologie führen. Eine gewisse Anlehnung an die Sprache ist in Urzeiten der Logik wohl förderlich gewesen. Wenigstens eine Anregung zu seiner Kategorieenlehre hat Aristoteles wohl von den grammatischen Redeteilen empfangen. Aber im ganzen muss man doch die Abhängigkeit der geläufigen Logik von der Grammatik im tiefsten beklagen und darin den Grund finden, weshalb die Logik Jahrhunderte lang keinen Fortschritt gemacht hat.

Die Aufforderung des Vortragenden, einzelne Punkte in der Erwiederung herauszuheben, habe ich allerdings nicht erfüllen können, weil ich seine Grundanschauungen nicht teilen kann. Aber es scheint mir, zunächst kommt es auf die Principien an, und nachher erst kommen die Consequenzen in Frage. Könnte mir aber der Vortragende in einigen bestimmten Fällen nachweisen, wie er mit Hilfe der Sprachwissenschaft bestimmte Probleme der Erkenntnistheorie der Lösung näher zu bringen gedenkt, so würde ich sehr gern von ihm lernen. Jedenfalls bitte ich ihn, mir meine Einsprache nicht übel deuten zu wollen. Es ist der Gegensatz zweier Denkweisen, nicht ein persönlicher, der in dieser Einsprache zum Ausdrucke kommt. Vor dem Scharfsinn, der Beredsamkeit und dem reichen Wissen des Herrn Vorredners darf ich wohl zum Schlusse noch ausdrücklich meine Hochachtung bekennen.

Der Herr Vortragende erwiederte hierauf:

Ich danke dem Herrn Vicepräsidenten für seine eingehende und zugleich wohlwollende Kritik und freue mich, eine Übereinstimmung zwischen uns konstatiren zu dürfen 1. in Bezug auf eine wichtige Voraussetzung meiner Thesen, dass nämlich die Sprachen verschiedener Völker in wesentlichen Punkten empirisch-zufällig, partikulär und unübertragbar sind, und dass deshalb — ein scharf gegen den vorherigen H. Opponenten sich wendendes Wort, — der Philosoph wesentlich an seine Muttersprache gebunden bleibt; 2. in Bezug auf meine schon Herrn Assessor Kahle entgegengestellte Behauptung, dass das Mittheilungsbedürfniss allein nicht ausreicht, den Ursprung der Sprache zu erklären. Sodann will ich dem Herrn Professor Lasson ein Zugeständniss machen. In meiner versuchsweisen Definition der Philosophie (V, S. 275) bin ich im Ausdruck

vielleicht etwas zu weit gegangen. Da ich überhaupt das Definiren im strengen Sinne verwerfe, so mischt sich in meine gelegentlichen Definitionsproben, besonders wenn sie in mündlicher Rede, zur Diskussion herausfordernd, hingeworfen werden, leicht ein Körnlein kühner — vielleicht überkühn erscheinender*) — Ironie. Der Vorwurf der Banausie, mit welchem der H. V. meine Definition treffen möchte, wäre berechtigt, wenn jener Satz aus dem Zusammenhange herausgenommen werden dürfte und wenn die Voraussetzung nicht über allen Zweifel erhaben wäre, dass bei den anwesenden Herren das Interesse an der Philosophie in keiner Weise erschüttert werden könnte durch eine verschärfte Selbstkritik unserer menschlichen Leistungsfähigkeit im Welterkennen. Denn auch ich halte es für Pflicht, das Heiligthum rein philosophischen, uninteressirten, objektiv beobachtenden Welterkennens möglichst hoch zu halten und intakt zu erhalten wider alle Beeinflussungen durch die Motive des Individualwillens. Die Philosophie darf eben nicht als blosse Redekunst im Dienst der Willenszwecke charakterisirt werden. Sie ist mehr als Phraseologie. Aber — und dies unterscheidet mich von dem Herrn Opponenten — ich bin mir bewusst, dass und aus welchem Grunde ich dem Erkennen trotz seiner wurzelhaften Solidarität mit der erkennenwollenden Wahrheitsliebe ein möglichst von der Motivation befreites Leben und Wachsthum gönnen will und demselben eine relative Selbständigkeit einräumen muss, — warum? weil ich weder Barbar noch Jesuit sein will, sondern weil ich eine in meinem Gedankenleben selbständige und harmonische Persönlichkeit werden und bleiben will. Aber wie? wenn nun ein Anderer jesuitisch oder barbarisch denken wollte? — Der H. V. diskreditirt das Wort „Unlust", welche ich als negative Ursache des Philosophirens hinstellte: — aber der philosophische wie der theologische Sprachgebrauch gestattet, in den Begriff „Lust" die höchste Sphäre der geistigen Befriedigung einzuschliessen. Und z. B. die Begriffe Seligkeit und Vollkommenheit sind nach sprachlicher Grundbedeutung viel enger verwandt als die Kontroverse über den Eudämonismus und Rigorismus es zuzulassen scheint. Ebenso richtet sich die Entscheidung in dem Streit um das Utilitätsprinzip nicht bloss nach dem verschiedenen Humanitätsideal, sondern auch nach den verschiedenen sprachlichen Synonyma, mit denen man das Wort Nützlichkeit etc. zu um-

*) Mit Rücksicht hierauf möchte ich bitten, die vorher in der Erwiederung auf Herrn Kahle's Einwürfe S. 297 geäusserte Ansicht über die Definition, sofern dieselbe einer verletzenden, von mir nicht beabsichtigten Deutung fähig sein sollte, als in jener generellen Form nicht gesprochen zu erachten. Durch Unterscheidung zwischen Nominal- und Real-, systematischer und genetischer Definition würde jenes Urtheil überdiess nicht bloss formell, sondern auch sachlich eine veränderte Fassung erhalten müssen.

schreiben gewohnt ist; vor allem nach der fluktuirenden Wechselbeziehung zwischen Sprachgebrauch und Willensideal! Es ist H. Prof. Lasson's Wille, wie es der meinige ist, die nach dieser Richtung hin in den letzten Jahrzehnten sprachlich etwas herabgeminderte Vornehmheit der philosophischen Terminologie möglichst wieder heben zu helfen. Wir wollen Stoiker sein gegenüber den Epikuräern! Gewiss, Herr Kollege, es gehört auch dieses Bestreben zu unserer Kulturpflicht, und es wurzelt im Willen, es vollzieht sich mittels der Sprache und es gipfeit in einer allmählich fortschreitenden, unter unserer aktiven Mitwirkung anzubahnenden Metamorphose des Sprachgebrauchs. Das Ende meines Philosophirens würde im Falle des Gelingens stets ein ebenso praktisches wie ideales sein: praktisch, sofern es mit der Aufforderung schliesst, gemeinsam Hand anlegen zu wollen, um den Sprachgebrauch zu reinigen oder umzuschaffen, — ideal, sofern durch diesen Entschluss nicht bloss die Verständigung erleichtert, sondern die Bildung des intellektuellen und ethischen Geisteslebens gefördert würde.

Theoretisch dagegen kann ich nicht zugeben, dass, wie H. Prof. Lasson behauptet, Schopenhauers Weltbild an Werth noch verlieren würde, wenn er seinen Dualismus zwischen Willen und Vorstellung monistisch auflösen würde in die Abhängigkeit auch der idealen Gedankenwelt vom Willen. Es würde dadurch nämlich nicht nothwendig, wie der H. V. befürchtet, die Vorstellungswelt herabgezogen in den Staub des Nützlichkeitsinteresses, — sondern vielleicht würde so die Einsicht angebahnt, dass, wie das Denken uninteressirt denken kann, so auch der Wille unegoistisch wollen kann, — dass es somit einen heiligen Willen giebt und dass das tiefste Selbst des Selbstes ein göttliches Wollen sein kann und sein soll. Hier würde nun die rein sprachliche Behandlung des Problems ansetzen. Es fragt sich: Was heisst uninteressirt, Selbst, Wille? Der Begriff des Interesses, des Willens etc. kann nur durch Verknüpfung der etymologischen und sprachgebrauchlichen Bedeutung mit dem von uns gewollten allgemeinen Humanitätsideal vollständig geklärt werden. Die Geschichte der Entwickelung der Begriffe, wie sie Eucken, Teichmüller, Prantl, Rehnisch dargestellt haben, — zeigt eine stetige Metamorphose jedes einzelnen Wortes. Nichts stagnirt, Alles fliesst. Und die Objekte, welche ja in Wechselwirkung mit dem Subjekt stehen, sind ebenso variabel wie dieses. Mit der Sprache fluktuirt auch die Sache. Zu Zeiten des Duns Scotus brauchte man die Wörter subjektiv und objektiv fast genau in der umgekehrten Bedeutung wie heute die s. z. s. Majorität der Denker sie gebraucht. Und wie das Wort, so die Sache. Wenn damals wir in der Zeit waren, so ist seit Kant*) die Zeit in uns; das Objekt im Subjekt. Die Wandlung, welche Imma-

*) Schon durch Angelus Silesius war diese Antithese geläufig geworden.

nenz und Transscendenz, Idee und Realität, Idealismus und Realismus, Glauben und Wissen, Religion und Moral — d. h. die Wörter und die Sachen und die Beziehung zwischen Wort und Sache — im Lauf der Zeit erlitten haben und noch fortgesetzt erleiden, darf ich wohl nur beiläufig anzudeuten mich bescheiden. Wie sprachlich so auch sachlich ist Alles fliessend. Aber auch die ehernen Grundbegriffe alles Denkens: Raum, Zeit, Kausalität, Zahl? Auch diese! Der Zahlbegriff variirt, je nachdem man z. B. die Null als Zahl betrachtet oder nicht. Der aristotelische τόπος und der Kantische Raum haben wenig mehr als gar nichts mit einander gemein. Die buddhistische Kausalität (nach Oldenberg) ist ungefähr das Gegentheil von dem, was David Hume als Kausalität kritisirt. Nach Schopenhauer ist sie die Materie selbst, nach Andern das Gesetz über der Materie. Der Begriff „Zeit" ist nach L. Tobler (Ztschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft III, 1865, S. 299 ff.) ein sprachlich durchaus wechselndes Vorstellungsbild — und sachlich? Nach Kant ist sie gar kein Begriff; nach Andern der elementarste Grundbegriff. Es giebt aber allerdings Völker, welche von „Zeit" überhaupt kaum einen Begriff haben, Völker, deren „Zeitwörter" nur Modalitäten (z. B. Befehl und Thatsache, Vollendung und Nichtvollendung) ausdrücken, während der Gegensinn des Urdenkens sich (z. B. sogar im Hebräischen) dahin geltend macht, dass Vergangenheit und Zukunft, Futurum und Präteritum formell identisch ausgedrückt werden. Und erst mit dem Wortschatz für das Zeitliche entwickeln sich die Begriffe des Zeitlichen. Name und Sache bedingen sich gegenseitig. Was ist denn sachlich die Zeit? Diese Frage ist nach Schopenhauer die Grundfrage alles Philosophirens, nach Augustin kann sie nur schweigend beantwortet werden: Quaeris, quid sit tempus? nescio. Non quaeris, scio. — Ein solcher „Begriff" darf aber schwerlich als eherner oder realer Grundbegriff gelten. — Der merkwürdigste Beleg für meine Behauptung, wonach 1. Wort und Sache in Wechselwirkung stehen, 2. auch die Thatsachen mit dem Worte wechseln, ist die Geschichte des Farbensinnes; hier zeigt sich, wie sehr (wenigstens problematisch) die Konstatirung der Thatsachen in durchgängiger Wechselwirkung steht mit der Normirung und Detaillirung des Sprachgebrauchs. Ich verzichte indessen auf die Specialisirung dieser noch nicht endgültig geklärten Streitfrage und begnüge mich, daran zu erinnern, dass der Kantische Phänomenalismus, konsequent zu Ende gedacht, nicht bloss die Farben, die Töne, die Gerüche etc., sondern auch die Gestalt, die Proportionen, das Wesen (Substanz, Ding an sich) — ja das Sein selbst als bedingt erweist durch die subjektive Vorstellung, welche ihrerseits in dem Grade sprachlich fixirt werden muss und deshalb an die Sprache gebunden erscheint, wie sie in sich klar und vollständig zu sein beanspruchen will. Denn auch das Sein ist ein etymologisch konkretes, gewordenes

Wort, aus den altindischen Anschauungen des Wachsens, Athmens, Wohnens (bhû, as, vas) krystallisirt zu einer fast farblosen, sprachlichen Hülfsformel, welche überall da angewendet wird, wo der Wille des Mittheilenden die Thathandlung der Verknüpfung von Vorstellungen vollzieht. Auch das Philosophiren über Sein oder Nichtsein ist einerseits durchweg sprachlich bedingt, andererseits durchaus Sache des Willens. Wie ich das Weltbild angesehen wissen will, — ob in der Weise Hamlet's, Schopenhauer's, ob in Baader's, Krause's, Lotze's Sinne, — so verwerthe ich im Einzelnen den Seinsbegriff; und jenachdem wie ich den Seinsbegriff von Kindheit an auf Seite derjenigen Sprachsubjekte, unter deren Einfluss mein Geist sich bildete, sprachlich verwerthen hörte, bildete sich auch allmählich mein Totalweltbild in Bezug auf diesen Begriff. Sprachgebrauch und Thatsachenkonstatirung bedingen sich gegenseitig — und das lösende Wort, welches aus der Zwickmühle dieser wechselseitigen Abhängigkeit herausführt, ist einzig und allein die individuelle Thathandlung, die der wollende Mensch mittels des Sprachgebrauchs im Hinblick auf das Humanitätsideal seines innersten Wollens vollzieht. Was abgesehen von dem werdenden Wort und dem konkreten Wahrnehmungsbild noch sonst Inhalt des erkennenden Bewusstseins ist, das lässt sich zurückführen auf den Willensdrang, das Chaos gegebener Eindrücke zu ordnen (d. i. zu verstehen), und auf den (religiösen) Glauben an die fortschreitende Erreichbarkeit dieses Willenszieles.

Ich vermisse in der Erkenntnisstheorie des H. V., obwohl ich demselben in wichtigen Punkten beipflichte, eine scharfe und ernstliche Würdigung der von mir betonten Grundwahrheit: dass nämlich alles Denken, sofern es in Form der Sprache sich äussert, an die bildliche Vorstellungsform gebunden ist. Georg Curtius sagt in seinem Wurzelwörterbuch treffend (Grundzüge der Griech. Etymologie. 5⁰ S. 112): „dass die Sprache durch und durch voll Metaphern steckt, welche auch über die schlichteste Redeweise einen poetischen Hauch verbreiten, ist unverkennbar". Und schon Quintilian (VIII, 6, 4) erklärte, dass die translatio sei ita ab ipsa nobis concessa natura, ut indocti quoque ac non sentientes ea frequenter utantur. Etymologie und Psychologie lehren jeden, der lernen will, dass alle, auch die abstraktesten Begriffe, auf Übertragung von Anschauungsbildern beruhen. Ich verweise bezüglich dieser These auf das vortreffliche Werk von Gustav Gerber, Die Sprache als Kunst, 2⁰ 1885 und Die Sprache und das Erkennen, 1884. — Es fehlt hier der Raum, auszuführen, inwiefern ich ein noch radikaleres Vorgehen, als Gerber es wagt, wünschen müsste. Würde H. Prof. Lasson auch nur ideell, als problematische Annahme, erwägen, ob nicht alles nicht rein mathematische Denken durchgängig bedingt sei durch das konkrete Wahrnehmungsbild, so könnte er gar nicht in einer und derselben Rede nebeneinander Behauptungen aufstellen,

wie diese: 1. die verschiedenen Sprachen sind in Grund und Wesen von einander verschieden, 2. für den Deutschen ist nur die deutsche Sprache die zum Philosophiren geeignete, und 3. die Sprache ist kein adäquater Vernunftausdruck. — Wenn man bedenkt, dass „adäquat" eben auch nur ein Wortbildniss ist, so darf man schlechtweg behaupten: für uns Deutsche ist die deutsche Sprache der adäquate Vernunftausdruck. — Aber, wird H. Prof. Lasson erwidern, dem Wort adäquat kann z. B. im mathematischen Sinne eine „absolute", „universale" Bedeutung gegeben werden. Hier behaupte ich: a. Auch „absolut", „universal" sind konkrete Anschauungsbilder, unter denen in dem Masse wie man etwas Bestimmtes, Klares darunter zu denken versucht, sehr Verschiedenes vorgestellt werden kann; b. sofern in der Mathematik gewisse Wörter (nicht „Worte") als Rechensymbole angewendet werden, z. B. konstant, identisch, kongruent, — insofern liegt, wie der Herr Vorredner ganz richtig bemerkt, die Ersetzung des Wortes durch ein formelhaftes Zeichen im Interesse der Sache, d. h. insofern haben wir es nicht mehr mit einem in Worte zu fassenden Begriffe zu thun, sondern mit einer stummen Kopirung der leeren Verstandesformen. Und dies gilt denn auch für das einzige spezielle Beispiel, welches der H. V. angeführt hat, nämlich für den Gegensatz des Positiven und Negativen, angewendet auf den Unterschied des Guten und Bösen. Der Begriff des Guten fluktuirt z. B. zwischen *ἀγαθὸν* und *καλόν*, zwischen bonum und honestum, zwischen dem Nützlichen und dem Heiligen. Was der Begriff „das Gute" für mich zu bedeuten habe, das hängt 1. von dem Einfluss des Sprachgebrauchs ab, unter dem meine ethische und intellektuelle Bildung zu Stande gekommen ist, 2. von dem Gesammtideal meines Humanitätsinteresses. Dass das Nichtgute zugleich oft als ein Negatives vorgestellt wird, das Gute als ein Positives, dieser Umstand, meint H. Prof. Lasson, sei erkenntnisstheoretisch durchaus unabhängig von der Sprache und beruhe in dem, was ich im Sinne des H. V. den mathematisch-absoluten Charakter des Erkenntnissprocesses nennen würde. In Bezug auf den mathematisch-absoluten Charakter gilt das vorher, gerade im Anschluss an den H. V., Erwähnte. Wichtiger ist, dass nach Meinung des H. V. die Sprache ursprünglich den Gegensatz der Position und Negation verdeckt haben soll, während das Denken ohne diesen Gegensatz nicht habe auskommen können und ohne Anlehnung an die Sprache, ja im Gegensatz gegen dieselbe, jene Kategorien entwickelt habe. Diese Meinung erlaube ich mir unter Berufung auf die vergleichende Philologie zu berichtigen. Der Gegensinn der Urworte, wonach Gegentheiliges gleichgesetzt ward (gut = schlecht, mit = ohne, hoch = tief, sein = nichtsein etc.), hat, nach derselben empirischen Sprachforschung, von Anfang an eine Parallele an der umgekehrten Erscheinung gehabt, wonach Gleiches entgegengesetzt wurde. Falls dieser Annahme

ebensoviele sprachliche Zeugnisse zur Seite stehen, wie für jene erstere, so wäre dies ein empirischer Beleg gegen H. Prof. Lasson's Behauptung, dass der „Gegensinn der Urworte" die Selbständigkeit der Begriffsbildung indirekt bestätige. Auch hierin unterstützen die Ergebnisse der Philologie meine Annahme. Dass nämlich der Gegensatz der Position und der Negation ebenso wie der sogenannte „Gegensinn der Urworte", — dass die Trennung der Begriffe ebenso wie die Vermischung der Begriffe ein ursprachliches Phänomen des psychologischen Äusserungs- und Mittheilungsbedürfnisses ist, hierfür berufe ich mich, im Gegensatz zu H. Prof. Lasson, auf Max Müller. „Was wir Vergleichung nennen, ist in vielen der Vedischen Hymnen noch Negation. Anstatt dass wir sagen: „fest wie ein Fels", sagen die Dichter des Veda „fest, nicht ein Fels", d. h. sie legen Nachdruck auf die Unähnlichkeit, um die Ähnlichkeit fühlbar zu machen. Sie bringen dem Gotte einen Lobgesang dar, nicht wie süsse Nahrung, d. h. gleichsam als wäre er süsse Nahrung. Von dem Flusse heisst es, er komme daher brüllend, nicht ein Stier, d. h. wie ein Stier; und von den Maruts oder Sturm-Gottheiten wird gesagt, sie hielten ihre Verehrer in ihren Armen, „ein Vater, nicht den Sohn", nämlich wie ein Vater seinen Sohn in seinen Armen trägt". (Ursprung und Entwickelung der Religion, 1880, S. 223 f.) Max Müller erklärt es für bemerkenswerth, dass der dichtende Volksmund ursprünglich mindestens ebenso sehr durch die Unähnlichkeit wie durch die Ähnlichkeit in Verwunderung gesetzt wurde. — Aus dem einfachen Anschauen der mannigfaltigen, obwohl miteinander hervortretenden Unterschiede im objektiven Wahrnehmungsbilde entwickelte sich naturgemäss sowohl jener Mittelbegriff, welcher das Positive und das Negative wie Zwillingsembryonen in sich befasste (Gegensinn der Worte nach Al. Bain, C. Abel), als auch das Bestreben, die Modi und Nuancen des Objekts zu fixiren und durch Sonderung seiner Theile das Objekt selbst zu verdeutlichen. Deshalb, weil beides aus derselben Wurzel des Klarheitsbedürfnisses stammt, wurde als Sonderungsmittel, als Negation, allmählich das nämliche Lautzeichen üblich (na, vielleicht noch im Lettischen als naw = non esse), welches ursprünglich zugleich das Positive, die Ähnlichkeit, den Vergleich bezeichnet hatte. So entsteht hier der Begriff der Negation aus der elementarsten Potenz des Intellektuallebens, oder vielmehr: beide miteinander entstehen mit den ersten Anfängen sprachlicher Tastversuche; der Sinn für das Entgegengesetzte ringt sich empor aus dem Sinn für das Gleiche und vice versa. Und ist es nicht wissenschaftlich ungleich fruchtbringender, solchen empirisch bedingten und genetisch analysirbaren Ursprüngen der angeblich reinen Verstandesbegriffe nachzugehen, um daran die Tragfähigkeit jedweder auf diese Kategorien gegründeten Erkenntnisstheorie zu prüfen, als wenn man vom Ende anfangend, ohne empirische Vor-

untersuchungen, derartige Kategorien als absolute Erkenntnissformen voraussetzen und fixiren wollte, um alsdann vornehm auf die angeblich irrelevanten sprachlichen und psychologischen Ursprünge herabzusehen? — Übrigens will ich den H. V. an die einem Verehrer der Hegelschen Methode gewiss nicht unwillkommene Thatsache erinnern, dass ähnlich wie z. B. der astronomische Denker Leverrier dem astronomischen Empiriker Galle den Weg zum Auffinden eines unbekannten Planeten gewiesen hat, so auch Carl Abel selber Alex. Bain's logischen Untersuchungen die Priorität der Entdeckung des hier erörterten psychologisch-sprachlichen Gesetzes zugesteht. — Kurz, das Beispiel des H. V. bildet einen Baustein zu unserer Theorie, in dessen Beschaffung die Fachphilosophie und die Fachphilologie sich die Hände reichen. Von einer Erweiterung dieses Ergebnisses im Sinne der von mir aufgestellten Behauptungen ist leider auch Al. Bain, wie M. Müller, noch weit entfernt. Inzwischen darf ich bei der Neuheit und umwälzenden Tendenz meiner Theorie auch nunmehr schwerlich auf etwas Weiteres hoffen, als auf das Zugeständniss, dass dieselbe sich formell mit einheitlicher Konsequenz gegenüber mannigfachen Einwürfen zu behaupten vermag. Dass die sachliche Richtigkeit in dem Rahmen einer gelegentlichen Diskussion sich nicht auch nur annähernd darthun lasse, versteht sich bei der Menge der zu erledigenden empirisch-wissenschaftlichen Vorfragen von selbst. Wohl hätte ich gewünscht, dass mir durch Vorlegung von ganz bestimmten Einzelfragen mehr Gelegenheit gegeben wäre, wenigstens in einzelnen Hauptpunkten die Leistungsfähigkeit meiner Methode zu bewähren. Indessen schon die sachliche und ausführliche Art, mit welcher die Herren Votanten ihr abweichendes Urtheil zu begründen versucht haben, nöthigt mir das Eingeständniss ab, dass ich neben mancher werthvollen Anregung zum ferneren Nachdenken auch einen neuen Eindruck von der respektabeln Bedeutung der entgegengesetzten Denkweise empfangen habe. —

Gleichwohl kann ich nicht umhin, mit der Erklärung zu schliessen, dass nach meinem unmassgeblichen Dafürhalten die Philosophie der nächsten Epoche keine andern Bahnen wandeln wird als die der sprachpsychologischen Erkenntnisstheorie: in dieser felsenfesten Überzeugung bin ich durch die heutige Debatte nur bestärkt worden.